

q.
2

CATALONIEN

IN

MALERISCHER, ARCHITECTONISCHER

UND

ANTIQUARISCHER BEZIEHUNG.

—
III
TEXT.

g.g. 139.1

Nc.

g.

30.270

7

g.

CATALONIEN

IN

MALERISCHER, ARCHITECTONISCHER

UND

ANTIQUARISCHER BEZIEHUNG

BESCHRIEBEN

VON

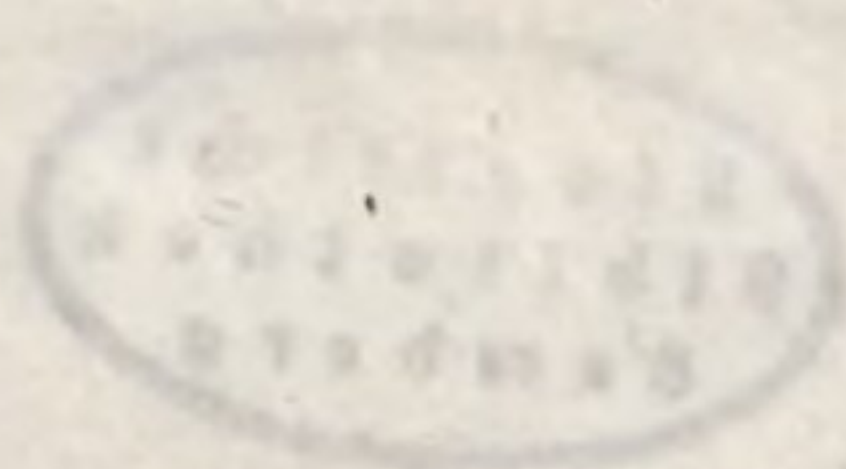
HEINRICH SCHÄFER,

SECRETAIR DER GROSSHERZOGLICHEN BIBLIOTHEK IN DARMSTADT.

[I. Text.]

LEIPZIG UND DARMSTADT.

VERLAG VON CARL WILHELM LESKE.



10

CATALONIE

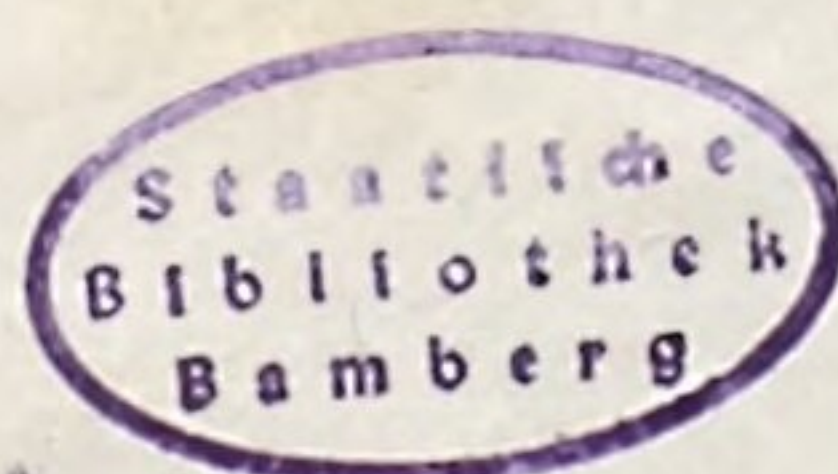
MATTHEUSCHER, ANGEKLEBTEN

ANTIOCHARISCHER BUCH

Eigentum
der Stadt Bamberg

Gruppe:

Zahl:



BARCELONA

UND SEINE UMGEBUNGEN.

Dicese che sonno tre bellissime riviere
nell' Europa: cio è, quella de Genova,
quella de Barcellona, é d'Amalfi.

BOTERO.

Die Ebene, worin Barcelona liegt, ist auf der Nordseite von einem Amphitheater von Bergen eingeschlossen. Westwärts beherrscht sie der hohe Monjui, während sie nach Osten das Meer, nach Süden der Llobregat begrenzt. Das auf diese Art gebildete, große Becken durchrinnt nordöstlich der Besos, dessen geschlängelte Flußbett mit Pappelreihen eingesäumt ist. Ein Wässerungscanal, welchem über dem Dorfe S. Andreo der Besos von seinem Ueberflusse spendet, durchschneidet die Ebene, theilt sich in unzählige kleine Gräben, die alle Theile der Flur bewässern, versorgt einige Fabriken, und verliert sich, nachdem er das Land verschönert, und die reichen Erzeugnisse desselben getränkt und befruchtet hat, unter den Mauern der Stadt. Der Llobregat, der in reisendem Laufe den Bergen, die ihm eine Menge Waldbäche zusenden, enteilet, findet Ruhe in dem weiten Thale, das er in mannichfaltigen Windungen langsam durchzieht, und ergießt sich hinter dem Monjui friedlich ins Meer. Die reichbepflanzte Ebene gleicht einem Garten, der in der schönen Jahreszeit alle Reize der Natur entfaltet. Die emsige Thätigkeit, womit überall Scharen

von Arbeitern die Fluren bebauen, und die Ernte ergiebiger machen, das rege Leben und Treiben auf allen Wegen bezeugen, daß es dem Landmann nicht an Aufmunterung gebricht, und er in der starken Consumption der Hauptstadt eine reichliche Vergütung seiner Anstrengung und Mühe findet. Man weiß hier nicht, sagt Jaubert de Passa (*Voyage en Espagne I. 50.*), was man am meisten bewundern soll, die glückliche Betriebsamkeit des Landbesitzers, welcher sich des Wassers eines Gießbachs, der bisher ein Feind des Ackerbaues war, bemeisterte, um es mit so viel Geschicklichkeit auf alle Punkte des Flurbezirks zu leiten, oder die seltene Einsicht des Landbauers, der sich nicht fürchtet, von der Erde eine unerhörte Wirksamkeit der Vegetation zu fordern, und durch die Beharrlichkeit und Verständigkeit bei seinen Arbeiten über alle Hindernisse eines an sich wenig fruchtbaren Bodens erfreulich gesiegt hat. Auf diese Weise schafft das Bedürfnis Ueberfluß, und verschönert Barcelona's Umgebungen. Aber auch die Noth der früheren Zeiten und der nachherige Luxus haben zu dieser Verschönerung beigetragen. In der Vorzeit hatte man hin und wieder in der Ebene und am Gebirg Thürme (*Torres*) gebaut, die zu Zufluchtsörtern gegen die Seeräubereien der Mauren und Barbaresken dienten. Die Sicherheit und das Wohlleben der neueren Zeit verwandelten und erweiterten diese Schirmstätten in Lust- und Landhäuser, deren Menge zahllos ist, und von den Thoren der Stadt bis zu den Seitenwänden der Bergkette hinauf, in einem Umkreise von mehreren Stunden, gleichsam eine unübersehbare Vorstadt bildet. Diese Landhäuser, welche ungeachtet ihrer veränderten Bestimmung und Einrichtung noch *Torres* heißen, sind gewöhnlich mit Freskogemälden verziert, und mehrentheils höchst angenehm. Sie würden noch anmuthiger sein, wenn sie von Baumgruppen und Lauben umschattet wären. Gänzlich entblößt von Gebüsch, verdanken sie ihre Annehmlichkeit hauptsächlich ihrer schönen Lage. Die in der Hälfte des Berges liegen am vortheilhaftesten, und genießen eine entzückende Aussicht auf die reizenden Gefilde der Ebene, auf das bunte Gemisch der Häusermassen der Stadt, die in einem Halbkreise an der Seeküste sich hinlagert, und auf den unermesslichen Was-

serspiegel des Meeres. Diese mannichfaltige Menge von Landhäusern und jene Cultur der Umgegend künden den Eingang einer grossen Stadt an. Auch stellt sich Barcelona von allen Seiten majestätisch dar. Die zahlreichen Thürme bezeugen seine frühe und starke Bevölkerung und die alte Frömmigkeit seiner Bewohner, die hohen Mauern und Wälle seine Stärke und Widerstandsfähigkeit, der Mastenwald und das rege Getümmel des Hafens seine Betriebsamkeit und seinen Wohlstand. — Die vorliegende Ansicht ist vom Fusse des Monjui genommen.

GESCHICHTE

UND VORMALIGE VERFASSUNG VON BARCELONA.

Der Ursprung dieser Stadt liegt im Dunkel. Kein Schriftsteller vor Chr. Geb. oder aus den drei folgenden Jahrhunderten äussert sich über denselben. Die gewöhnlichste Annahme der späteren Zeit ist, dass die Stadt von den Carthagern gegründet worden, und in der That nennt sie Ausonius (*ad Paulinum v. 67*) *punica*. Wegen der Aehnlichkeit ihres alten Namens *Barcino* mit dem der carthagischen Familie *Barcino*, aus welcher der berühmte Hannibal stammte, glauben Viele, dass ein Glied dieser Familie dem Orte diesen Namen gegeben habe. Ungewiss bleibt aber immer, wenn wir auch den wahrscheinlich punischen Einfluss zugeben, die Zeit der Gründung von Barcelona. Es war lange ein kleiner Küstenort, jedoch bedeutender als die benachbarten, da schon zu Mela's Zeiten die Küste nach ihm genannt wurde (*Rubricatum in Barcinonis littore*). Die Römer machten den aufstrebenden Ort zu einer Colonie mit dem Beinamen *Faventia*. Wann dieß geschah, und warum die Colonie diesen Beinamen erhielt, ist noch nicht ausgemittelt. Obgleich von Umfang klein, ward sie doch frühzeitig wohlhabend. Ihre günstige Lage am Meer hatte ihre Bewohner zur Schifffahrt und zum Seehandel eingeladen, und die Natur einen Thätigkeitstrieb in die Brust des Cataloniers gepflanzt, der jener Einladung freudig folgte. Der Handel belebte bald

den Kunstfleiß, und die mannichfaltigen Erzeugnisse des Kunstfleißes nährten hinwieder den Handel. Beide wurden eine Quelle des Wohlstandes, so daß schon Avienus, gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, von der Stadt sagen durfte: *Barcilonum amoena sedes ditium*. Unter der Herrschaft der Gothen hob sich Barcelona immer mehr, und wurde selbst einige Zeit Residenz der westgothischen Könige, welche von hieraus ihre Eroberungen in Spanien ausdehnten. Die Stadt genoß die Vortheile eines Königssitzes, ward größer, schöner und volkreicher. Ihre starke Mannschaft und hohe Mauern vermochten jedoch, bei dem Einfall der Saracenen in Catalonien, dem schwärmerischen Eroberungsgeiste dieses jugendlichen, rüstigen Volkes nicht lange zu widerstehen. Von aller fremden Hülfe verlassen, ergab sie sich für den Augenblick, um für die Zukunft zu sorgen, (*cediendo a la hora para mejorar con el tiempo*, sagt Florez) und entging auf diese Weise dem traurigen Lose, das die meisten benachbarten Städte traf — der Verwüstung. Während Tarragona, Ausa, Urgel und Ampurias von den Mauren zerstört wurden, und in Trümmern lagen, blieben Barcelona und Gerona die vorzüglichsten Städte des östlichen Spaniens. Die gothische Königsstadt behielt ihre alten Gesetze, ihre eigenen Richter, und die Befugniss, das saracenische, oder das gothische Recht, nach der jedesmaligen Uebereinkunft der streitenden Partheien, zu üben. Denn die Mauren ließen unangetastet, was neben ihren Gesetzen bestehen konnte, und ihre Politik beschützte vielmehr Unterthanen, welche das Land bebauten, und für die ungestörte Ausübung ihrer Religion eine mäßige Abgabe entrichteten. *) Da indessen die maurischen Statthalter in Barcelona, von den Franken an den Pyrenäen häufig gedrängt, und von dem Mittelpunkt der Kalifenmacht entfernt, bald der fremden, bald der einheimischen Parthei, je nachdem es ihnen frommte, folgten; so wechselte Barcelona oft seinen Herrn, bis es endlich, unter dem Schutze der fränkischen Herrschaft, die Hauptstadt eines selbstständigen Staates wurde. Im Jahr 760 hatte nämlich der fränkische König Pipin der Kleine Septimanie oder Gothien, d. i. ganz

*) Florez, *Espag. sagr.* 29, 146.

Languedoc, mit Ausnahme der alten Diöcesen von Toulouse, Albi, Uzès und Viviers, von den Westgothen erobert, und mit der fränkischen Krone vereinigt. Bei der Errichtung des Königreichs Aquitanien (778) durch Carl d. G. wurde demselben Septimanien einverleibt, von Ludwig dem Frommen aber wieder davon getrennt*), und mit der, den Mauren ent-rissenen, spanischen Mark, welche aus den vier Diöcesen von Barcelona, Gerona, Urgel und Ausona bestand, verbunden. Aus beiden Landstrichen wurde i. J. 817 ein besonderes Herzogthum gebildet, Barcelona zur Haupt-stadt desselben, und sein Graf zum Herzog von Septimanien und der spanischen Mark erhoben. Der erste Herzog oder Markgraf, wie er auch genannt wird, war ein Gothe von Geburt, Namens Bera, der sich durch Wunder der Tapferkeit, die er bei der Belagerung der Mauren in Bar-celona, im Beisein Carls d. G., bewiesen, und durch den bald darauf an den Ufern des Ebro über die Christenfeinde gewonnenen Sieg schon i. J. 801 zum Grafen von Barcelona emporgeschwungen hatte. Er beklei-dete aber kaum drei Jahre rühmlich die Herzogswürde, so stürzte ihn der Haß eines Neiders und der Aberglaube der Zeit. Ein benachbarter Graf klagte ihn auf dem Reichstage zu Aachen (820) der Untreue gegen seinen Lehnsherrn an, und erbot sich, bei dem gänzlichen Mangel an Beweisen, seine Aussage durch den Zweikampf zu bestätigen. Bera und sein Ankläger, beide Gothen von Geburt, kämpften, in Anwesenheit des Kaisers, nach gothischer Weise zu Pferd, — bei den Franken geschah der Zweikampf zu Fuß — und Bera unterlag. Sein Zeitalter fand darin seine Schuld. Nur seine früheren Verdienste retteten ihm das Leben, nicht die Ehre. Er wurde seiner Stelle entsetzt, und nach Rouen ver-wiesen. Seine Nachfolger in der herzoglichen Würde waren, wie Bera, zugleich Grafen von Barcelona. Unter ihnen standen die andern Grafen des Herzogthums, wie die Grafen von Pallas, Urgel, Gerona, Ausona und Manresa — diese beiden bildeten nur *eine* Grafschaft, — Besalu, Am-purias, Cerdagne u. s. w., und unter diesen wieder die Vicegrafen, **)

*) *Sur l'époque de la désunion de la Septimanie du royaume d'Aquitaine etc. Histoire générale de Languedoc, tom I. note 94.*

**) J. Caresmar in der *España sagr.*, t. 43. p. 521 ff.

Eine so bedeutende Gewalt in den Händen eines Einzigen mochte indessen immer gefährlich scheinen, und schon Carl der Kahle suchte sie darum durch Trennung zu schwächen. Eine eigenmächtige Handlung Wifreds, des Markgrafen von Septimanien und Barcelona, gab den Anlaß. Wifred hatte i. J. 863 ein Heer gegen Toulouse geführt, den dortigen Grafen Ramon vertrieben, und sich zum Herrn der Stadt gemacht. Carl der Kahle, über diese Gewaltthätigkeit eines Lehnsmannes entrüstet, vertrieb den Herzog aus Toulouse, setzte den rechtmäßigen Grafen wieder ein, nahm Wifred die Herzogswürde und alle anderen Ehrenstellen, und verbannte ihn aus dem Reiche. Das Land wurde darauf von Carl dem Kahlen in zwei verschiedene Staaten getheilt, wovon der eine den Namen Septimanien behielt, der andere die Markgrafschaft Barcelona genannt wurde. Von jenem ward Narbonne, von diesem blieb Barcelona die Hauptstadt. Wifred der Haarige (*el Velloso*) erhielt die Markgrafschaft zum steten Eigenthum und Erbe, und beginnt also die Reihe der seitdem unabhängigen und erblichen Grafen. Ihre Besitzungen waren zwar nun von kleinerem Umfange, aber natürlicher abgerundet, unter einander inniger verbunden, von der Gebirgsmauer der Pyrenäen beschützt, und fortwährend von dem angrenzenden Meer und dessen Vortheilen begünstigt. Die Politik und der Eroberungsgeist der unternehmenden Grafen erweiterte bald die engen Grenzen. Schon Wifred der Haarige dehnte seine Eroberungen bis Moya, Manresa und Montserrat aus. Borrel (seit 967) nannte sich Herzog von Gothien, suchte die alten Lehnverhältnisse zu den fränkischen Königen vollends aufzuheben, und steigerte sein Ansehen höher, als irgend einer seiner Vorfahren. Raymund Berengar I., der Aeltere genannt, setzte sich die Bekämpfung der Mauren zu seinem Lebensziele, und machte sich zwölf Fürsten derselben zinsbar. Er erwarb sich außerdem Rechte auf Carcassez, Rasez, Conserans, Comminges, Toulousain u. s. w. Raymund II., von herrlicher Gestalt, unbezwingbar in den Waffen, huldreich, sanft, heiter, fromm und rechtschaffen, *) machte sich durch seine Siege über die Saracenen

*) *Gesta comitum Barcinon.* in der *Marca Hispanica* p. 545.

eben so berühmt, als sein Vater. Raymund Berengar III, der Schrecken der Mauren, während er mit Weisheit, Großmuth und Frömmigkeit in den Herzen seiner Unterthanen regierte, erhielt durch seine Vermählung mit Douza (1112) die Provence, eroberte (1116), in Verbindung mit den Pisanern und Genuesern, Majorca und Iviça, wiewohl nur auf kurze Zeit, und erbte (1120) die Grafschaften Cerdagne, Besalu, Conflans, Capcir und einen Theil von Rasez. Sein Sohn und Nachfolger in der Grafschaft Barcelona (von 1131 an), Raymund Berengar IV. — der jüngere Sohn gleiches Namens erbte die Provence — trat in dem Saracenenhaß in des Vaters Fufstapfen, entrifs den Christenfeinden mehrere Plätze, und vereinigte sie mit der Grafschaft, die seitdem häufiger Catalonien genannt wurde. *) Durch seine Vermählung mit Petronilla, der Erbin des Königreichs Aragonien kam endlich, nach Berengar's IV. Tod i. J. 1162, dieses Königreich an die Grafen von Barcelona, die sich seitdem Könige von Aragonien nannten. So erfreute sich die Stadt und Grafschaft Barcelona einer Reihe von Fürsten, welche, ungeachtet sie von mächtigen Staaten und kriegerischen Völkern umringt waren, ihre Unabhängigkeit kräftig zu behaupten verstanden. Eben so klug in der Liebe, als tapfer in den Waffen, wurden sie groß durch Heirathen und Kriege. Für ihren Verlust jenseits der Pyrenäen entschädigten sie sich reichlich durch Ländererwerb diesseits derselben, und befestigten weise ihre Macht, indem sie sich der Liebe ihrer Unterthanen und der Achtung im Auslande versicherten. Barcelona war während dieses Zeitraums die Residenz der Grafen, die Hauptstadt des aufstrebenden Staates, der Rüstplatz der kriegerischen Unternehmungen seiner Fürsten, der Mittelpunkt des wachsenden Handels und Gewerbflusses in Catalonien, und der Sitz der allmählig sich entwickelnden Geistesbildung, welche durch die Berührun-

*) Der Marques de Llió versichert (*Real Academia de buenas letras de Barcelona* p. 582), daß schon in einer Urkunde aus dem vierten Regierungsjahr Carls des Kahlen der Name *Cathalonia* vorkomme. Den Beweis davon, wie von der Richtigkeit seiner Meinung über die Entstehungsart dieser Benennung, ist der Marques, unsers Wissens, schuldig geblieben. Die Verfasser der *Histoire gén. de Languedoc* (tom. II. p. 373) fanden die spanische Mark zum ersten Mal Catalonien genannt unter dem Jahr 1116, in der Pisaner Chronik, welche um jene Zeit geschrieben wurde.

gen mit Provence und Italien befördert, sich hier früher, als in den meisten anderen Provinzen Spaniens, entfaltete.

Nach der Vereinigung Aragoniens mit Catalonien hielten sich die aragonischen Könige zwar am häufigsten und längsten in Barcelona auf, wie dieß viele von dort ausgestellte Urkunden bezeugen; da sie aber, so wenig als die castilischen, keinen festen, bleibenden Wohnsitz hatten,*) so hörte die Stadt auf, der einzige und beständige Mittelpunkt der Landesregierung und politischen Thätigkeit ihrer Regenten zu sein. Sie wurde aus der Hauptstadt eines selbstständigen Staates die Hauptstadt einer Provinz. Ihre Geschichte trennt sich seitdem von der Landesgeschichte, und beschränkt sich auf den engen Raum, welchen die Mauern der Stadt umschließen. Ein kleiner Schauplatz! Doch darum nicht minder anziehend. Oder ist das politische Treiben einer Stadtgemeinde, ihre zweckmäßige Verfassung, die weise und redliche Verwaltung durch selbstgewählte Regierungsbehörden, der stille Fleiß in den Werkstätten, der rastlos sinnende Handelsgeist im Hafen und im Kaufhaus, die treue Anhänglichkeit der Bürger an ihre Vaterstadt und Verfassung, ihre Uner-schrockenheit gegen einen überlegenen Feind, ihr Muth in Drangsalen jeder Art — ist dieß Alles darum weniger der Betrachtung würdig, weil es nur einige Tausend und nicht Millionen betrifft? Nicht der Raum, nicht die Menge, sondern der Geist, der die That beseelt, ist es, was Bewunderung gebietet, und die Theilnahme in jeder Menschenbrust findet. Indem wir also die politische Geschichte von Catalonien seit der Vereinigung mit Aragonien einer passenderen Stelle aufbewahren, beschränken wir uns hier nur auf das, was der Stadt und ihren Bürgern ganz eigenthümlich war — auf ihre vormalige Municipalverfassung. Die geschichtliche Darstellung derselben füllt den langen Zeitraum von der Mitte des zwölften bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. In ihrem Ursprunge mit Dunkel umhüllt, weil sie unbemerkt Wurzeln schlug, entwickelte sich diese Verfassung langsam, aber kräftig, von den aragon-

*) *Memorias hist. sobre la marina comercio y artes de la Ciudad de Barcelona*, por Capmany II. Ap. 2.

ischen Königen gepflegt und beschirmt, ward in ihrer Blüthe und Kraft selbst Pflegerin und Beschirmerin eines gewerbfleissigen, freisinnigen und redlichen Volkes, blieb noch in ihrem alternden Zustande und Verfall ein Schutz gegen eindringende Schloffheit und Sittenverschlimmerung, eine Stütze bürgerlicher Tugenden, und brach endlich, bei jener denkwürdigen Belagerung i. J. 1714 unter einem Getöse zusammen, das die Aufmerksamkeit und Theilnahme von Europa erregte.

So lange die Grafen von Barcelona Statthalter der fränkischen Könige, Carls des Grossen, Ludwigs des Frommen und Carls des Kahlen, waren, lag die Regierung und Verwaltung der Stadt in ihren Händen. Sie wurden in ihren Berufsgeschäften von königlichen Beamten unterstützt. Nachdem der Graf Wifred der Haarige die Grafschaft Barcelona, als grosses Lehen des fränkischen Reiches, zum steten Eigenthum und Erbe für sich und seine Nachkommen erhalten hatte, so wählte er einen Vicegrafen, dem er das alte Schloß (*castrum vetus*), das gegenwärtig ein Gefängniß ist, als Lehen überliess. In dieses Schloß setzte der Vicegraf einen Vicar, welcher der erste Civilrichter war, und gewöhnlich *Veguér* genannt wurde. Sein Gerichtshof hiess *Corte del Veguér* (*Curia Vicarii*). Der Vicegraf, vom Veguér unterstützt, war Richter des ganzen Adels und Kriegsstandes. Die Rechtspflege des Volks war einem Amtmanne (*Bayle, Bajulus*) anvertraut, dem das neue Schloß (*castrum novum*) eingeräumt wurde. In jener Zeit ertheilten die Grafen den Einwohnern der Stadt das Recht, an einem bestimmten Orte sich zu versammeln, und unter dem Vorsitze des Bayle über Gegenstände der städtischen Regierung und Verwaltung zu berathschlagen. Diese Versammlung, die damals öffentlich war, bestand anfänglich aus allen Familienvätern, welche *Aelteste* (*Seniores*) genannt wurden; späterhin, seit der Vereinigung Cataloniens mit Aragonien, aus den Gemeindevorstehern (*Proceres, Probi-Homines* oder *Prohombres*), welche die Stadt repräsentirten. Eine gewisse Anzahl derselben, die von dem König ernannt wurde, leitete die städtischen Angelegenheiten. Dieser Zustand dauerte über zwei Jahrhunderte, bis Jacob der Eroberer, König von Aragonien, i. J. 1249 eine Veränderung

traf. Er beschränkte die Zahl der Repräsentanten der Stadtgemeinde auf vier, die den Titel *Paeres* oder *Paciarii* (Friedensrichter) führten. Sie wurden vom König gewählt, und genossen das Recht, mehrere Rathsmitglieder (*Conciliarii*, gewöhnlich *Concelleres* genannt) zu ernennen, mit welchen sie gemeinschaftlich die Regierungsgeschäfte besorgten, während die ausübende Gewalt in den Händen des *Veguér's* blieb. I. J. 1257 gab derselbe König der Stadt die Befugniß, ihre Regierung acht *Concelleres* und einem Senat von zweihundert *Prohombres*, die von den Bürgern aus allen Classen derselben gewählt werden sollten, zu übertragen.

Dies war der Ursprung der demokratischen Regierungsform, welche die Stadt immer behielt, und ihre Bürger, so oft sie dieselbe zum Nachtheil ihrer Gerechtsamen verändert sahen, zurückforderten. —

Schon i. J. 1260 wurde auf königlichen Befehl die Zahl der *Concelleres* auf sechs, und fünf Jahre später, von demselben König Jacob, auf vier eingeschränkt. Zugleich wurden die *Prohombres*, die den großen Stadtrath (*el Gran Concejo Consistorial*) bildeten, auf einhundert gesetzt, und fortan *der Rath der Hundert* (*el Concejo de Ciento*) genannt. Er behielt diese Benennung auch noch dann, als die Zahl seiner Mitglieder, die am längsten einhundert gewesen war, wieder bis auf einhundert vier und vierzig stieg. *)

Der große Rath versammelte sich nur, wenn wichtige und schwierige Angelegenheiten, allgemeine und außerordentliche Geschäfte es heischten. **) Sonst besorgte immer eine Junta, die aus dem vierten Theil der Rathsmitglieder bestand, und *der Rath der Sechsenddreißig* oder *der ordentliche Rath* (*el Concejo Ordinario*) hieß, abwechselnd mit den übrigen Abtheilungen, jedesmal drei Monate lang, die laufenden Arbeiten. In dem ordentlichen Rathe wurden die Gegenstände, die der große Rath ihm übertrug, abgehandelt. In ihm wurden die Beschwerden über die Verfügungen und Mafsregeln der *Concelleres* angehört; die Gesetze, Befehle und Verordnungen rücksichtlich der öffentlichen Verwal-

*) *Capmany* II. Ap. 67 68.

**) Das Zeichen zur Versammlung wurde anfänglich mit Trompeten, in späteren Zeiten mit Glockengeläute gegeben.

tung beschlossen; Bestimmungen, Erklärungen, Vorschriften über die Verfassung der Zünfte und Vereine der Künstler und Handwerker gegeben. Jedoch konnte der groſse Rath, als höchster Gesetzgeber, über Gegenstände der Stadtregierung und der Rechtspflege des Gewerbestandes in seinen Versammlungen verfügen, und selbst die von dem ordentlichen Rath erlassenen Verordnungen widerrufen.

Die Concelleres hatten einen ausgebreiteten Geschäftskreis. Anfänglich waren zwar nur drei Punkte ihrer Sorge anheimgestellt: die Vertheidigung der städtischen Rechte und Privilegien, die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln. In der Folge dehnte sich ihr Wirkungskreis noch auf andere Zweige aus. Die Reinlichkeit der Stadt, die Beschützung, Sicherheit und Befestigung derselben, die Eintreibung der Steuern und Auflagen, die Verwaltung und Verwendung der städtischen Einkünfte, kurz Alles, was in dieser Hinsicht auf das allgemeine Wohl abzweckte, war ihrer Leitung anvertraut. Während der groſse Rath die volle gesetzgebende Gewalt besaß, hatten sie die ausübende ganz in ihren Händen, und repräsentirten den politischen Körper der Stadtgemeinde bei allen öffentlichen Handlungen und Geschäften, wobei diese betheilt war, oder den Vorsitz hatte. In ihrem Namen wurden die Diensternennungen, die Gesandtschaften, die Schreiben an die Könige und Republiken von Europa, die Vorstellungen und Berichte an den Thron ausgefertigt. Eben so waren die Rescripte, Antworten, Anfragen, Benachrichtigungen und andere öffentliche Schreiben, welche die Stadt betrafen, an sie gerichtet. Zu gröſserer Beschleunigung und Vereinfachung der mannichfaltigen Geschäfte, die allen Concelleres oblagen, vertheilten sie dieselben unter die einzelnen Mitglieder. Die Concelleres hatten indessen in den Versammlungen des groſsen Rathes kein Votum, auſser in dem Fall der Stimmengleichheit. Ihre Bestimmung in denselben war nur, die Punkte worüber berathschlagt werden sollte, vorzulegen, und hernach die Resultate der Berathschlagungen zu vollziehen. Eben so wenig hatten sie Stimmrecht in dem ordentlichen Rathe, auſser in den Geschäften, die der Rath der Hundert ihnen und

dem Concejo Ordinario übertrug, bei den Gutachten und Entscheidungen über die Amtsführung der Concelleres des letztverflossenen Jahres, und bei dem Entwurfe der Verordnungen und Edicte. Ferner gaben sie ihr Votum in der Junta der vier und zwanzig Prohombres des grossen Rathes, welche die Untersuchung der Criminalfälle der Stadt führte, und *Juy de Prohoms* in der catalonischen Sprache hiefs. — Unerläßliche Wahlbedingungen der Concelleres waren: die Subjecte mußten das dreissigste Jahr zurückgelegt haben, Eingeborne von Catalonien, oder Söhne von Eingebornen sein, ein eigenes Haus und ihren festen Wohnsitz in Barcelona haben; die nicht Eingebornen der Stadt oder ihres Gebietes mußten zehn Jahre ununterbrochen im Besitze des Bürgerrechts, und wirklich verehlicht sein. Erst nach Verlauf von drei Jahren konnte, wer schon eine Rathsstelle bekleidet hatte, wieder gewählt werden. — Am Schlusse ihres Regiments mußten sie von der Verwaltungsweise ihres Amtes und von der treuen Erfüllung ihrer Berufspflichten dem Rath der Hundert strenge Rechenschaft ablegen.

Zu allen Stellen der städtischen Obrigkeit, des grossen Rathes sowohl, als der Concelleres, konnten alle Classen der Bürger, alle Handwerker, Künstler und Kaufleute, gelangen. Sie behielten dieses ehrenvolle Recht bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts. — Der Theil der Caballeros, der in dem ordentlichen Rathe Plätze besaß, ohne einen besondern Stand zu bilden, durfte den Sitzungen nicht beiwohnen, wenn Gegenstände besprochen, oder Vorschläge gethan wurden, die den Cortes vorgelegt und von denselben bestätigt werden sollten. Denn in den Cortesversammlungen hatten die Caballeros, als Mitglieder des Ritter- oder Kriegerstandes (*Miembros del Orden Equestre o Brazo Militar*) schon Sitz und Stimme. Wohl aber hatten jene Bürger ein Votum, welche, ohne Handel und Gewerbe zu treiben, Einkünfte und eine eigene Wohnung besaßen, und in der Cortesversammlung von Gerona 1321 die Benennung *Ciudadanos Honrados* erhielten. In diese Classe mischten sich früh viele Mitglieder des Ritterstandes, als die grossen Vorrechte und die ansehnliche Macht, welche die Stadtregierung von Barcelona sich er-

warb, viele adelige Familien bewogen, in der Hauptstadt ihren Wohnsitz zu nehmen. Einige derselben entsagten deshalb, wenn auch nicht ihrem ursprünglichen Adel, doch den Rechten und dem Titel eines Caballero. Denn die demokratische Form der Stadtregierung und die Natur ihrer Verfassung schloß die Baronen und Ritter, die auf ihren Lehngütern und Burgen wohnten, von der Theilnahme an der Municipalverwaltung aus. Auf diese Weise stärkte sich der Bürgerstand durch Schwächung des Adels, während die Könige die Macht der von ihnen begünstigten Volkskörperschaften gegen die Feudalaristokratie gebrauchten. *)

Diese Verfassung dauerte bis zum Jahr 1452, wo sie eine wesentliche Veränderung erfuhr. Obgleich durch die Constitution festgesetzt war, daß die Glieder des großen Rathes und des Collegiums der Concelleres aus allen Classen der Bürgerschaft gewählt werden sollten, so war doch über die Zahl der Individuen, die aus jeder Classe genommen werden mußte, nichts ausgesprochen, und keine feste Regel aufgestellt. Die Ciudadanos Honrados hatten nach und nach ein Uebergewicht gewonnen, und als die mächtigeren endlich alle Wahlen, mit gänzlicher Ausschließung aller übrigen Classen, der Handelsleute, Künstler und Handwerker, in ihre Mitte gezogen. Um dieses Mißverhältniß und den daraus erwachsenen Despotismus der Ciudadanos zu beseitigen, wendeten sich die unterdrückten Stände an den König Alphons den Weisen, der damals in Neapel war, mit einer Darstellung ihrer Beschwerden, begleitet von einem günstigen Berichte des Generalstatthalters von Catalonien. Der König verfügte, nachdem er nähere Auskunft eingezogen, schnelle und wirksame Hülfe. Die Abgeordneten der Kaufleute und Künstler versammelten sich alsbald im Palaste des Statthalters, und entwarfen unter dem Voritze desselben den Plan zu einer neuen verbesserten Verfassung. Die Stadt sollte jährlich am h. Andreastage fünf *Hombres Buenos* oder *Prohombres*, mit dem Titel *Concelleres*, aus den vier Classen der Bürger wählen, nämlich zwei aus den Ciudadanos Honrados, zwei aus den Han-

*) Capmany II Ap. 116—118.

delsleuten und einen aus den Künstlern und Handwerkern. Sofort wurden, während man die Resolution des Königs erwartete, mit Beistimmung der Bürgerschaft fünf Concelleres auf diese Weise ernannt. Mittlerweile erlies der König (1455), dem Vorschlage der Reformationsjunta gemäß, die Verfügung wegen der Wahlen. Zwei und dreissig Ciudadanos, wovon acht Doctoren des Rechts und acht Doctoren der Medicin waren, zwei und dreissig Kaufleute (*Negociantes*), zwei und dreissig Künstler (*Artistas*), worunter die Schreiber sich befanden, und eben so viel Handwerker (*Artesanos, Menestrales*) von allen mechanischen Verrichtungen sollten fortan den grossen Rath bilden. Alle mußten verheirathet oder Wittwer sein, eine eigene Wohnung in der Stadt, oder liegende Güter besitzen, und das dreissigste Jahr zurückgelegt haben. Sie konnten erst nach drei Jahren wieder gewählt werden. Aus dem grossen Rathe bildete sich eine ausserordentliche Junta, die den Namen *der Rath der Dreissig* (*el Concejo de los treinta*) führte, und aus acht Ciudadanos, acht Kaufleuten, acht Künstlern und sechs Handwerkern bestand. — Ferdinand der Katholische bestätigte i. J. 1491 diese Verfassung, fügte jedoch hinzu, daß die Caballeros in die Classe der Bürger aufgenommen werden sollten, um zu Municipalämtern gelangen zu können; daß sie aber, so lange sie solche Stellen bekleideten, auf alle Rechte und Freiheiten des Ritterstandes sollten Verzicht leisten. Indessen wurde der Adel erst i. J. 1498, wo das Einführen der Loseziehung eine Eintheilung in Classen nöthig machte, als ein besonderer Stand hinzugelassen, ohne jedoch in Sitz und Stimme einen Vorzug vor den Ciudadanos Honrados zu haben. Von jener Zeit an erhielten die Caballeros sechzehn Plätze in dem grossen Rathe, verloren aber, so lange sie bürgerliche Aemter verwalteten, ihr Votum in den Cortesversammlungen. Die Zahl der Concelleres wurde auf sechs festgesetzt, nämlich die drei ersten aus der Mitte der Caballeros, Ciudadanos, Doctoren der Rechte und Medicin, die in Bezug auf Municipalämter insgesamt nur *eine* Classe bildeten, der vierte aus dem Handelsstande, der fünfte aus den Künstlern, der sechste aus

den Handwerkern. Diese Abänderungen der Verfassung wurden 1496 in Ocaña von dem Könige bestätigt.

So wie der Mangel einer festen Bestimmung über die Anzahl der aus jeder Classe zu wählenden Subjecte zu Unordnungen Anlaß gegeben hatte, so hatte die ungeregelte Freiheit der Wahlform dem allmäligen Einschleichen von Mißbräuchen einen weiten Spielraum gelassen. Die Einen ließen sich durch ihre Uebermacht zu ungerechten Partheilichkeiten und Begünstigungen verführen. Die Andern suchten dem Uebervortheilen und der Unterdrückung durch Umtriebe und Ränke entgegen zu arbeiten. So entstanden Mißstöne, welche die Harmonie der ursprünglichen Einrichtung mehreremal störten. Der König, der das Wohl der Stadt, das auch seinem Wohl entsprach, im Auge hatte, vernichtete darum durch eine Verfügung vom Jahr 1499 die bisherige Wahlform, und ordnete, zur allgemeinen Zufriedenheit der Bürgerschaft, ein öffentliches und feierliches Losen aller Wahlfähigen an. Diese neue Wahlordnung gewann jedoch erst in der Cortesversammlung von Monzon i. J. 1510 Bestimmtheit und Festigkeit. Der König ließ daselbst, auf Ansuchen des Stadtsyndicus von Barcelona, das Privilegium, das unter dem Namen *Regiment* bekannt ist, ausfertigen, und bestätigte dadurch die Loseziehung (*Insaculacion*) aus den rathsherrlichen Wahlsäckchen (*Bolsas Consistoriales*), worin die Namen der Candidaten zu allen öffentlichen Stellen auf Zettelchen enthalten waren.

Dies sind die Grundzüge der Municipalverfassung von Barcelona, einer Verfassung, die wir im Mittelalter in den meisten größeren Städten des südlichen Frankreichs, in Languedoc und Provence, und in Oberitalien, vorzüglich in Mailand, Pavia, Florenz, Genua, nur mit geringen und unwesentlichen Abweichungen, wiederfinden. Sie gründete sich auf Vorrechte und Freiheiten, welche die Könige, ohne sich selbst zu berauben, der Stadt für geleistete Dienste ertheilt hatten. Denn Barcelona und die Könige von Aragonien standen frühe in einem Wechselbedürfnisse. Gleich wichtig für einander, wurden beide vom eigenen Vortheil zu Gegendiensten ermahnt. Die Stadt konnte als Bollwerk gegen den stolzen

und kriegerischen Adel, der auf den benachbarten, zahlreichen*) Burgen hauste, dienen, und war zugleich eine treffliche Schatz- und Rüstkammer für die entfernten und kostspieligen Unternehmungen der damals noch armen, aber kriegslustigen Könige von Aragonien. Die muthigen und reichen Bürger weihten ihrerseits gern ihren Arm und ihr Vermögen der Vergrößerung und Befestigung der königlichen Macht; denn diese allein vermochte ihnen die zukünftige Ernte ihres Fleißes zu sichern, indem sie eine Schutzwehr gegen raubsüchtige Nachbarn und feindliche Einfälle gewährte. Auch waren die bedeutenden Vorrechte, Freiheiten und Gerechtsamen, welche Barcelona im Laufe mehrerer Jahrhunderte, hauptsächlich vom dreizehnten bis zum sechzehnten, von den Königen erhielt, eben so verpflichtend zur Dankbarkeit, als ermunternd zu neuen Dienstleistungen. Da diese Privilegien die Bedingungen und Grundlagen der Municipalverfassung waren, ohne welche die Stadtregierung kein Ansehen, kein Gewicht sich hätte verschaffen können, so darf eine kurze Darstellung der wichtigeren von denselben hier nicht fehlen.

Die Stadt Barcelona hatte das Recht, zu der allgemeinen Versammlung der Cortes von Catalonien (*Cortes Generales*) vier Syndici oder Procuratoren zu schicken, die in dem Stande der Gemeinden (*Orden de los Comunes, Brazo Real*), der aus allen Städten und Flecken Cataloniens gebildet war, präsidierten.

Der Stadtmagistrat durfte innerhalb der Stadt und ihres Gebietes Gesetze geben, Verordnungen und Befehle erlassen, und Geld- Körper selbst Todesstrafen verhängen. Die Publication seiner Beschlüsse geschah jedoch immer im Namen des Veguér's oder Bayle's, welche die königliche Hülftsgewalt (*la potestad Real auxiliativa*) besaßen.

Er konnte Zünfte und Innungen der Künstler und Handwerker stiften, sie versammeln und trennen, und ihnen Verfassung und Gesetze geben.

Er hatte das Recht, Steuern und Abgaben aufzulegen, zu deren

*) „Ueberhaupt sahen die Böhmen (i. J. 1466) in keinem Lande so viele Burgen, wie in Catalonien, wo beinahe auf jedem günstigen Felsenhügel eine zu sehen war.“ Löw von Rôzmital und Blatna, *Reisen* — von I. E. Horky. II. 56.

Entrichtung die Fremden in Barcelona, wie die Eingebornen, ohne Unterschied der Person und des Standes verpflichtet waren. — Er war befugt, wenn ein Privatmann, eine Stadt oder ein Landesherr in oder ausser der Provinz den Bürgern von Barcelona Unrecht zufügte, oder ihre Gerechtsamen und Freiheiten kränkte, mit Truppen und mit Schiffen Repressalien gegen den Beleidiger zu brauchen, bis er sich vollkommene Genugthuung verschafft hatte.

Von Jacob I. (1214) an hatten mehrere Könige dem Stadtmagistrat das Privilegium ertheilt und erneuert, Gold- Silber- und Kupfergeld in der königlichen Münze durch zwei Alcayden, die von den Concelleres ernannt wurden, mit dem Wappen der Stadt prägen zu dürfen. Aus einigen Denkmalen geht jedoch hervor, daß schon seit dem Jahr 966 in Barcelona Münzen geschlagen wurden.

Die Stadt hatte zu ihrer Vertheidigung *) ihr eigenes Zeughaus, wozu die Schlüssel in den Händen des ersten Conceller's bis zum Jahr 1652 niedergelegt waren, eine eigene Schatzkammer, ein Schiffzeughaus und eine öffentliche Wechselbank.

Der erste Conceller war zugleich Anführer der Kriegsmannschaft, die zur Beschützung von Catalonien errichtet und bewaffnet wurde.

Die Concelleres, die Repräsentanten der Stadt bei allen öffentlichen Angelegenheiten und die Vollzieher der Senatsbeschlüsse, waren wirkliche Räthe (*Concejeros natos*) des Königs. Denn sie ertheilten, gefragt oder ungefragt, demselben in Regierungsgeschäften ihren Rath, und begaben sich in wichtigen und dringenden Fällen, wenn der König nicht in Catalonien war, in Person an Hof, oder schickten Abgeordnete dahin. Diese wurden unter dem Titel von Gesandten (*Embaxadores*) empfangen, und genossen alle üblichen Ehrenbezeugungen derselben. Gleiche Auszeichnung wurde, wie aus mehreren Urkunden erhellt, denen zu Theil, die

*) Man hatte ihren Bürgern eine militairische Verfassung gegeben, und die verschiedenen Handwerker in Fahnen (*banderas*) abgetheilt, die, gleich den Römern auf dem Marsfelde, auf dem Platze *del Borne* in den Waffen sich übten. Darum konnte Peter IV., als er die Stadt gegen seinen Mitbewerber Peter von Castilien i. J. 1359 in Vertheidigungsstand setzte, wie er selbst in seiner Geschichte erzählt, alle bewaffnete Gewerbe mit seinen Fahnen vereinigen. *Capm.* II, Ap 71.

von den Concelleres nach Rom, Genua, Venedig, Flandern, Frankreich u. s. w. geschickt wurden.

Die Concelleres erhielten anfänglich das Prädicat *Honorables*, später *Magnificos*, dann *Ilustres*, und vom Jahr 1692 an, als der König Carl II. sie zu Granden von Spanien erhob, *Excelentisimos*. Sie durften von alter Zeit her bei öffentlichen Geschäften und Verhandlungen mit bedecktem Haupte auf Stühlen vor dem Könige sitzen. Sie erhielten in Krankheiten das Viaticum der Kathedralkirche unter der feierlichen Begleitung des Domcapitels, und ihre Leichenbestattung geschah, wenn sie in Amtsverrichtungen starben, in derselben Kirche. Diese beide Auszeichnungen wurden sonst keinem Layen zu Theil, wenn er nicht zur königlichen Familie gehörte. Die Concelleres hatten die Befugniß, Municipalbeamte mit Jurisdiction, von deren Urtheilen an die Concelleres appellirt werden konnte, zu ernennen; jährlich, mit Zuziehung des Veguér's, eine gewisse Anzahl von Schreibern, die den Titel *Notarios publicos de Barcelona* erhielten und königliche Autorität genossen, zu wählen; den ersten Mai jedes Jahrs Ciudadanos Honrados mit allen Vorrechten und Ehrenzeichen der Caballeros zu ernennen; die Consuln, welche die Catalonier jenseits des Meeres hielten, zu bestimmen, und denselben die Gerichtsbarkeit über alle andere Vasallen der Krone von Aragonien, die in den verschiedenen Seehäfen Handel trieben, zu verleihen. Endlich legten der Veguér und der Bayle, welche die ordentlichen königlichen Richter (*los Jueces Reales Ordinarios*) der Stadt waren, bei ihrem Amtsantritt, und jährlich in der ersten Versammlung der Hundert den Eidschwur in die Hände der Concelleres, daß sie deren Beschlüsse in Allem, was auf die öffentliche Wohlfahrt abziele, und der Treue gegen den König gemäß sei, befolgen und vollziehen wollten.

In Abwesenheit des Königs oder des Kronprinzen stand den Concelleres, in einer Junta von Prohombres, die gerichtliche Untersuchung und Entscheidung der Criminalfälle in der Stadt und ihrem Gebiete zu, nachdem der Generalstatthalter die Untersuchung eingeleitet hatte.

Die Könige mußten bei der Thronfolge, ehe sie die Landeshoheit

in Catalonien ausüben durften, in Barcelona die Rechte und Privilegien, die Verfassung und das Herkommen, die Gebräuche und Gewohnheiten der Stadt beschwören. Dasselbe mußten die Vicekönige bei dem Antritt ihrer Stelle thun.

So ausgedehnt waren die Prärogative von Barcelona, und so vielfach die Gegenstände, worüber seinen Repräsentanten die freie Verfügung eingeräumt war. Der Geschäftskreis des Magistrats umfaßte darum beinahe alle Zweige der öffentlichen Staatsverwaltung, und kein Gegenstand derselben durfte den Rathsmitgliedern fremd oder gleichgültig sein. Da nun zu diesen Stellen die Bürger aus allen Classen genommen wurden, und auch der geringste Handwerker zu Regierungsstellen gelangen konnte; sein Geist oft aus der engen, dunklen Werkstätte in den geräumigen Saal des königlichen Palastes, wo sich der große Rath anfänglich zu versammeln pflegte, versetzt ward, und dem Herzen des Familienvaters die Gefühle des Landesvaters nicht unbekannt blieben; da überdiß viele Bürger, durch Handelsverkehr mit den gebildetsten Völkern Europens und Asiens aufgeklärt, neue Ideen wie neue Waaren eintauschten und in ihre Heimath zurückbrachten: so mußte bald eine große Masse von praktischem Verstand und politischen Kenntnissen im Schooße des Municipalkörpers sich entwickeln; die Verfassungsform und Regierungsweise an Bestimmtheit und Anwendbarkeit, der Bürger an Umsicht und Takt, an Selbstgefühl und Vaterlandsliebe gewinnen. Unter dem Schutze mächtiger Könige, die gewohnt waren, ihre Feinde zu besiegen, behielt die Hauptstadt Cataloniens alle Freiheit, sich zu vergrößern und glücklich zu gedeihen, und keine, sich zu schaden. Denn ihre höchsten Beschützer, zugleich ihre höchsten Regenten, verbesserten die eindringenden Mißbräuche und Fehler der Verfassung, sobald sie sich zeigten, und griffen weislich in die Räder ein, wenn der Wagen zu ungestüm dahinrollte. Barcelona vereinigte deßhalb bisweilen die ganze Schnellkraft einer Monarchie mit der praktischen Klugheit einer Republik.

Was gewöhnlich geschieht, erfolgte dießmal nicht. Die Moralität behauptete sich neben der politischen Aufklärung. Jene fand eine Schutz-

wehr in dem eigenthümlichen Charakter der Bürger und in der Verwaltungsweise ihrer Obrigkeit. Der angestammte Thätigkeitseifer des Barceloners verbrauchte seine Kräfte in den Arbeiten einträglicher Gewerbe und Handelsunternehmungen, die ihm weder Muße noch Lust zu erschöpfenden Ausschweifungen übrig ließen. Der Rathsherr verwaltete seine Stelle, die ihm ohne Schmeichelei oder Bestechung wurde, und wohl Ehre, aber kein Geld eintrug, mit rücksichtloser Uneigennützigkeit. Die so bewahrte Reinheit der Sitten wurde durch weise und zweckmäßige Polizeigesetze eben so sehr befördert, als die Ausübung dieser durch jene erleichtert wurde. Auf diese Weise verband Barcelona Aufklärung mit Sittenreinheit, Freiheit mit Ordnung, Reichthum mit Einfachheit, und blieb lange eine Pflegerin und Schule geistiger und mechanischer Talente, bürgerlicher und häuslicher Tugenden. Zwei Jahrhunderte lang, in denen die größten Reichthümer und Menschen von den verschiedensten Nationen in der Stadt zusammenflossen, und ein Gift für die Sittlichkeit zu werden drohten, bewahrte das Volk seine Mäßigkeit, Geradheit und alte Kraft, der Kaufmann seine Redlichkeit; der Familienvater seine verständige Wirthschaftlichkeit, der Handwerker sein Ehrgefühl, der Bürger seinen Anstandssinn, die Frau ihre Sittsamkeit, der Beamte seine Rechtlichkeit. *)

Die Stadt wurde durch diese moralische Kraft und unverdorbene Sitten ihrer Bürger, durch jene rege Betriebsamkeit und angemessene Verfassung, über welcher die Könige von Spanien lange Zeit ihren schützenden Arm hielten, im Mittelalter Muster und Beispiel für viele andere Städte. **) Mächtig durch ihre reichen Hilfsquellen, und angesehen wegen der Weisheit ihres Benehmens gegen andere Staaten, wurde sie von den bedeutendsten Republiken und den größten Fürsten Europens ge-

*) *Capmany* I. 8. Die Züge zu diesem Gemälde liegen in den Diplomen der Könige und in den Reisebeschreibungen und Geschichtsbüchern gleichzeitiger Schriftsteller.

**) Der König Alphons V. von Aragonien sagt in einem Privilegium, das er i. J. 1450 von Neapel aus ertheilte: *Etsi nostra Civitas Barchinona tum propter multa, tum ob ejus reipublicae gubernationem, inter alias ditionis nostrae Civitates caput extulit, et jam pene omnes aliae ad instar illius sese gubernare, et rempublicam exercere studeant...*
Rivera, Capilla Real. p. 6.

schätzt und gesucht, und entschied als Vermittlerin mehreremal Krieg und Frieden unter den Handelsnationen.

Doch auch ihre Verfassung entging nicht dem Lose der Menschenwerke; sie veraltete unter den neueren, mächtigeren Schöpfungen, und erlag endlich der Uebermacht des veränderten Systems der späteren Jahrhunderte. Als die spanischen Monarchen das Band, das die verschiedenen Provinzen oder vielmehr Völker der Halbinsel locker umschlang, fester anzogen, die geschwächte Selbständigkeit der einzelnen Theile der Monarchie an der consolidirten Gewaltsfülle ihres unumschränkten Oberhauptes sich brach; *eine* Macht, *ein* Interesse durch alle Glieder des großen Staatskörpers ausschließend waltete und gebot: so ging bei dem Zusammenstoßen der verschiedenen Staatszwecke auch die alternde Verfassung von Barcelona dem Wesen nach allmählig unter. Der kleine, zerbrechliche Kahn zerschellte, als ihn die Wogen der Zeit zwischen die gewaltigen Kriegsschiffe der spanischen Monarchie trieben. Ueberdies fing seit dem Ende der Regierung Philipp's II. der Handel von Barcelona an zu sinken, die Industrie stockte, die Uebung in den Waffen unterblieb, und es folgten der einschleichenden Armuth und Unthätigkeit bald Unkenntniß der Gesetze, Laulichkeit in ihrer Handhabung, Schwäche der vollziehenden Gewalt. Der Geist der alten Verfassung war entflohen. Nicht ohne Zuckungen starben auch ihre äußeren Formen, gleichsam die Glieder des Körpers, dahin. Eine gewisse Ungebundenheit, welche, eingedenk der vorigen Unabhängigkeit, nur schwer unter die neuen Staatsformen sich schmiegte; ein Mißtrauen, das bei jeder politischen Neuerung gegen dieselbe erwachte; eine Anhänglichkeit an die alten Satzungen und Gebräuche, welche, wenn ihnen auch der Lebensgeist und Werth längst entschwunden waren, in der leeren Form dem Bürger noch schmeichelten, noch theuer waren; eine unruhige Besorglichkeit, daß auch endlich diese letzten Ueberreste, die Leichen der vormaligen Größe und Herrlichkeit, möchten begraben werden: alles dieß erzeugte mehrere Gährungen und Unruhen, welche die gänzliche Vernichtung der alten Freiheiten und Vorrechte zur Folge hatten. Dem Bürger blieb nichts davon übrig,

als das Andenken an die gute, alte Zeit; der Stadtobrigkeit nichts, als in ihrem Archiv die morschen Urkundensiegel und die modernden Papiere, worauf der Staub sich anhäufet.

Der letzte und blutigste Kampf, welchen Barcelona um die Erhaltung seiner Verfassung so rühmlich bestand, und dessen unglücklicher Ausgang die Vernichtung derselben nach sich zog, betraf zwar nicht die Municipalverfassung allein, sondern zugleich die Constitution von Catalonien überhaupt. Indessen war die Stadt, welche von jeher als die gemeinsame Mutter der Catalonier (*la madre comun de los Catalanes*) angesehen worden war, dieß damals mehr als je. Sie trat gleichsam als Repräsentantin aller Catalonier auf, schürte das Feuer des Aufruhrs in der ganzen Provinz, stellte sich der vereinten Macht zweier Könige unerschrocken entgegen, und machte ihr Schicksal, indem sie alle Gefahren und Folgen dieses Kriegs auf sich nahm, zum Schicksal von Catalonien. Mit Barcelona's Unterwerfung sanken die Privilegien der Stadt und der Provinz in ein und dasselbe Grab.

Philipp V. war entschlossen, allen Theilen der spanischen Monarchie eine Regierungsform zu geben. Der lästigen Einschränkungen, welche die aragonische Constitution ihm aufgelegt hatte, entledigt, dachte er nur darauf, die Verfassung von Catalonien, welche so oft innere Gährungen und fremde Einmischungen begünstigt hatte, zu vernichten. Er bot den Cataloniern deßhalb die castilische Constitution in Ausdrücken dar, welche den Anschein einer besondern Vergünstigung gewährten. Das Anerbieten wurde jedoch mit Verachtung ausgeschlagen, denn der Catalonier theilte mit dem Aragonier die feste Anhänglichkeit an seine alten Gebräuche und Vorrechte, den eingewurzelten Widerwillen gegen die castilischen Sitten und Gesetze. Die Hauptstadt des Fürstenthums wurde alsbald der Sammelplatz der Unzufriedenen, der Brennpunkt des Aufstandes. Ihre Bürger waren entschlossen, lieber unter den Mauern der Stadt sich begraben zu lassen, als ihre theuere Verfassung zu überleben. Sie ergriffen darum alle Mafsregeln zur Vertheidigung und zur hartnäckigsten Gegenwehr. Sie hoben frische Truppen aus und ließen sie einüben,

verbesserten die Festungswerke, rüsteten eine Anzahl leichter Schiffe aus, vierzehn Segel, außer den Fregatten und bewaffneten Barken, schickten ihr Silbergeschirr in die Münze, um Geld daraus zu prägen, und bemächtigten sich, um die Bedürfnisse der großen Hauptstadt und des Heeres zu befriedigen, der Vorräthe auf den anwesenden Schiffen verschiedener Nationen, indem sie diesen völlige Entschädigung gewährten. Der Oberbefehl über die Truppen wurde Villaroel, der in österreichischen Diensten Generalsrang erhalten hatte, anvertraut. Eingeborne Officiere, höheren und niederen Standes, welche im Erbfolgekrieg sich gebildet hatten, wußten ihn geschickt zu unterstützen. Ein Verwaltungsrath, der größtentheils aus angesehenen Kaufleuten bestand, zahlte die Truppen aus. Um die geheimen Anhänger Philipp's in Furcht zu halten, und Feige, die zur Uebergabe riethen, zu züchtigen, wurde aus der höheren Welt - und Ordensgeistlichkeit ein Tribunal, unter dem Namen *Gewissensrath* (*Concejo de conciencia*) errichtet und ermächtigt, Alle, welche die Pflicht gegen das Vaterland verletzen würden, ohne weitere Appellation und mit der ganzen Strenge des Kriegsgesetzes zu richten. Eine Anzahl Officiere, gewöhnlich *Matadores* genannt, war bestimmt, die Beschlüsse dieses Gerichtshofes unverzüglich zu vollziehen, und durchzog Tag und Nacht die Straßen, um sich der Verdächtigen zu bemächtigen. Mit den Mißvergnügten in der Provinz und in dem angrenzenden Aragonien und Valencia wurde ein ausgebreiteter und lebhafter Briefwechsel unterhalten. Was die Hoffnung beleben, den Muth erhöhen konnte, wurde unter dem Volk in Umlauf gebracht: die Nachricht von den Mißhelligkeiten, in welche der Madrider Hof mit Portugal und Holland verwickelt war; des Kaisers Schreiben, das den Cataloniern Beharrlichkeit empfahl und Beistand zusicherte. Selbst aus dem Gerüchte, daß der Kaiser in dem Rastadter Friedensschlusse den Titel eines Fürsten von Catalonien und Grafen von Barcelona angenommen habe, schöpfte das Volk Trost und Zuversicht. Die häufigen Unterstützungen, welche die Bedrängten um jene Zeit von der österreichischen Parthei in Neapel und Sicilien sowohl, als von den neutralen Küsten Italien's überhaupt erhielten, waren

geeignet, den Enthusiasmus zu nähren, und jenen Hoffnungen Nachdruck zu geben.

Unterdessen sammelte sich das Gewitter um die Hauptstadt. Der Herzog von Popoli hatte die flüchtigen Scharen, welche die Gebirgsstriche beunruhigten, allmählig zerstreut, mit Strömen von Blut die Provinz zum Gehorsam gebracht, und drängte nun Barcelona zu Land, während ein spanisches Geschwader die Stadt von der Seeseite einschloß. Das französische Heer hatte bereits seinen Marsch angetreten, um sich mit den Truppen Philipp's zur Unterwerfung von Barcelona zu vereinigen. Dennoch beharrten die Bürger auf ihrem Entschlusse, und jeder Versuch einer friedlichen Ausgleichung schien fruchtlos. Sie erboten sich zwar, die durch die Belagerung verursachten Kriegskosten mit drei Millionen zu bezahlen, wenn sie ihre Vorrechte unverletzt behielten; aber der König gab diesem Vorschlage kein Gehör, und verlangte, daß sie sich ganz seiner Gnade ergeben sollten.

Am 7. Mai 1714 nahm die Beschießung der Stadt ihren Anfang; allein ein kräftiger Ausfall der Belagerten trieb die Angreifenden zurück, und nur die Ankunft einer Abtheilung französischer Truppen rettete die Fliehenden von einer Niederlage. Der Mangel an Truppen und Schiffen nöthigte den Herzog, die Belagerung in eine bloße Einschließung zu verwandeln. Am 7. Juli kam endlich der Marschall Berwick mit dem französischen Heere von zwanzig tausend Mann an. Der Herzog von Popoli kehrte an den Hof zurück, und Berwick erhielt den Oberbefehl über die sämmtlichen Truppen vor Barcelona, welche sich nun auf fünf und dreißig Tausend beliefen. Acht Tausend standen bei Gerona, um die Verbindung mit Frankreich zu unterhalten. Eine Abtheilung Reiterei durchstreifte die Gegend, um die flüchtigen Insurgentenhaufen zu zerstreuen, und acht Tausend waren über den Landstrich zwischen Barcelona und dem Ebro vertheilt. Dieser Macht konnten die Catalanier nur sechzehn tausend Mann regelmäfsige Truppen entgegen stellen, aufser den bewaffneten Bürgern. Diese bildeten ein Regiment von drei tausend Mann, das in sechs Bataillons eingetheilt war. Wenn die Sturmglocke erklang,

eilte jeder Bürger bewaffnet auf den bestimmten Sammelplatz. Vor ihren Anführern, in Vertheidigung des Vaterlandes, waren Alle einander gleich. Sie versammelten sich an drei verschiedenen Orten, damit, wo Gefahr drohte, Hülfe nah wäre. Jede Abtheilung hatte einen Theil der Stadtmauer zu vertheidigen. Ein Verstärkungshaufe stand immer in einiger Entfernung bereit. Eben so war die Reiterei an mehreren Stellen vertheilt, um überall den Ruf der Noth zu hören, und die Befehle mit Blitzesschnelle zu fördern. Drei Compagnien des Regiments, das die studirende Jugend bildete, hielten jeden Abend die Stadthore besetzt. Außerdem hatte der Stadtrath befohlen, daß alle Einwohner über vierzehn Jahre immer die Waffen bereit hatten, um bei dem Rufe der Sturmglocke zur Vertheidigung des angegriffenen Platzes zu eilen. Die Festungswerke des Monjui und der Stadt wurden verstärkt, die Straßen gesperrt und verrammelt, die Mauern der Häuser durchbrochen, um aus jeder Wohnung eine Feste zu machen. Kinder und Greise, Kranke und Muthlose wurden dem Schutze der Bundesgenossen und Freunde, den Bewohnern der Insel Majorca, übergeben. Alles war mit Kenntniß und Umsicht angeordnet, und wurde mit Eifer und Pünktlichkeit ausgeführt. Die Bürger thaten Dienst gleich den besten regelmässigen Truppen. Jener hochherzige Rittersinn, wodurch das spanische und besonders das catalonische Volk immer sich ausgezeichnet hat, lebte wieder auf, angefacht von der drohenden Gefahr, und genährt vom glühenden Eifer für die geliebte Vaterstadt und deren Verfassung. Die Ermahnung und das Beispiel des Bischofs und der Geistlichkeit entflammte vollends den Enthusiasmus des Volkes. Jede Triebfeder der Religion, der Vaterlandsliebe, des Gemeingeistes ward in Thätigkeit gesetzt. Selbst der Himmel mußte ihnen seine Gewalt über das menschliche Gemüth verleihen: denn sein Richteramt wurde feierlich angerufen, als sie, die schmähhch Betrogenen, das Versprechen der Königin von England, daß sie die catalonische Verfassung erhalten wolle, auf dem Hochaltar der Hauptkirche niederlegten.

Am 12. Juli wurden die Laufgräben gegen die Stadt förmlich geöffnet. Unter der geschickten Leitung französischer Ingenieure wurde regel-

mäfsig gegen die Wälle angerückt. Am 25. begannen die Batterien zu spielen, trotz der verzweifelten Ausfälle der Belagerten. Fünf Tage darauf wurde der bedeckte Weg angegriffen und erstürmt. Den 12. August waren in die Bastionen von Santa Clara und Puerta nueva Breschen geschossen. Eine Schar Geistliche und Mönche drang alsbald in die Mauerlücke vor, und focht, während eine Fahne mit einem gemalten Todtenkopfe über ihnen flackerte, mit einem Heldenmuth und einer Unerschrockenheit, welche Schrecken unter den französischen Kriegern verbreiteten. Es kostete noch ein Gefecht von drei Tagen, ehe die Angreifenden einen Fuß breit auf den Wällen gewinnen konnten.

Während die nöthigen Vorkehrungen zu einem Angriffe auf drei verschiedenen Punkten zugleich getroffen wurden, machte Berwick einen menschenfreundlichen Versuch, die Stadt von den Schrecken eines Sturmes zu retten, und das Blut seiner Soldaten zu schonen. Er verschob das Zeichen zum Angriffe, und that der Stadt friedliche Vorschläge. Die regelmäfsigen Truppen waren einer billigen Capitulation nicht abgeneigt; allein die Bürger, mehr als je entrüstet, weil sie ihre Privilegien in jedem Falle Preis geben sollten, verweigerten standhaft jede Unterwerfung, arbeiteten mit rastlosem Eifer an den Gräben fort, wo sie den Angriff fürchteten, und waren entschlossen, eher zu sterben, als ohne ihre theuere Verfassung zu leben. Das verhängnißvolle Zeichen wurde also gegeben. Zwölf Canonen- und acht Mörserschüsse verkündeten am Morgen des 11. September 1714 der Stadt den Unglückstag.

Funzig Bataillons Grenadiere, von vierzig andern auf drei Seiten unterstützt, eröffneten den Kampf — den gefährlichsten und blutigsten des ganzen catalonischen Krieges. Die Franzosen griffen die östliche Bastion an, die Spanier die von Santa Clara und Puerta nueva; auf die Breschen wurde ein heftiges Kartätschenfeuer gerichtet. Aber Hunderte der Angreifenden sanken zu Boden, ohne dafs die Belagerer auch nur den Raum, den die Leichen ihrer Waffengenossen bedeckten, als gewonnen ansehen konnten. Frische Truppen rückten unaufhörlich nach. Endlich, nach einem Gefechte von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nach-

mittags wurden die vom Sieg ermüdeten Belagerten überwältigt. Die spanischen und französischen Truppen erstiegen die Breschen in demselben Augenblick, und die Franzosen drangen in die Stadt. Aber hier begann der Kampf von neuem. Alle Strafsen und Wege waren durch Verschanzungen und Verhacke gesperrt, und von unzähligen Gräben durchschnitten. Diese auszufüllen und jene zu durchbrechen hatten die Angreifenden keine Mittel. Ueberdies ergoß sich ein heftiger Feuerregen aus jedem Hause, streckte Viele zu Boden, und vermehrte die Unordnung des Angriffes und Vordringens. Der Barceloner, verschwenderisch mit dem Leben, verlangte keine Gnade; der Sieger, in der Hitze des Streites, kannte keine Schonung. Zuletzt wurden die Bürger auf den großen Platz der Stadt getrieben; die Belagerer hielten den Kampf für geendet und zerstreuten sich zum Plündern. Sogleich benutzten jene des Siegers Habsucht, erneuerten den Angriff, und jagten den Feind in die Bresche zurück. Nur die Geistesgegenwart und Unerschrockenheit der Officiere vermochten die Fliehenden wieder zu sammeln. Das Gefecht entbrannte mit verstärkter Wuth, ward blutiger als je, bis zuletzt die Ueberzahl der Spanier und Franzosen den Widerstand brach. Die Canonen fielen in die Hände des Feindes, und wurden gegen die Catalanier selbst gerichtet, frisches Geschütz wurde in die Hauptbresche hinzugebracht. Trotz der Verwirrung wich der Barceloner nicht im Gefechte. Von dem schrecklichsten Feuer geängstigt, erzwangen zuletzt die Belagerer durch einen verzweifelten Angriff das Bollwerk von S. Pedro, den Hauptposten der Belagerten, und richteten auch hier das Vertheidigungsgeschütz gegen die Vertheidiger selbst. Bald darauf wurden Villarroel und der erste Conceller verwundet. Dennoch setzten die Gedrängten, wiewohl niedergeschlagen durch das Unglück des Anführers, den Kampf noch zwölf Stunden lang in jedem Bezirk der Stadt fort. Frauen und Mönche, Knaben und Greise vergassen ihr Geschlecht, ihren Stand, ihre Schwäche, und fochten, von patriotischem Hochgefühl zum Kampfplatz hingerissen, mit männlicher Tapferkeit. Priester, in der einen Hand das Crucifix, in der andern das Schwert, rannten durch die Reihen, um die Soldaten anzu-

feuern, und ihren Muth zu entflammen. Capuciner, mit aufgeschürztem Kleide, den Bart mit Bändern zusammengebunden, sprachen bald den Segen, bald luden sie und feuerten Canonen ab.

Die Weiber hatten sich endlich in die Klöster zurückgezogen, und das Volk, von allen Seiten umzingelt und besiegt, war einer längeren Vertheidigung unfähig. Demungeachtet wollte es keine Begnadigung, und das Schwert der Franzosen tödtete rücksichtslos, was ihm der Zufall zuführte. Da schwangen Einige eine weiße Fahne aus dem Rathhause, und Berwick ergriff diesen Anlaß, das Morden einzustellen. Er befahl den Truppen, ihre Posten zu behalten, bis er die Bedingungen der Uebergabe angehört habe. Aber in demselben Augenblick rief eine unbekannte Stimme: morde! brenne! (*¡mata! ¡quema!*) Der Ruf ward in den Reihen hundertfach wiederholt, die Wuth der Truppen von neuem entflammt, jede Strafe in ein Schlachtfeld verwandelt, und von Blut überschwemmt. Selbst Berwick's Ansehen war kaum hinreichend, die wilde Mordlust zu dämpfen, und die Ordnung herzustellen. Die einbrechende Nacht verdoppelte die Schrecknisse des Tages. Der Bürger griff während der kurzen Unterbrechung wieder zu den Waffen, und verbreitete ein mörderisches Feuer aus den verschont gebliebenen Häusern. Endlich naheten Abgeordnete der Bresche, um mit dem Marschall Berwick zu unterhandeln. Aber sie forderten eine allgemeine Begnadigung und die Wiederherstellung ihrer Vorrechte. Der Marschall verbarg seinen Verdruß unter einem verächtlichen Lächeln, und erklärte entschlossen, daß sie keine Gnade zu hoffen hätten, wenn sie nicht vor Anbruch des Tages sich ergäben. Diese Antwort entflammte noch einmal den stolzen und trotzig Sinn der Bürger. Ein verheerendes Feuer strömte wieder aus ihren Wohnungen auf den Feind herab, und der Kampf erwachte mit verdoppelter Wuth. Während Berwick die Todten und Verwundeten wegschaffen ließ, behielt er die Truppen unter Waffen, und traf Vorkehrungen, um die Stadt in Asche zu legen. Nach einer Nacht, welche die Phantasie nicht schrecklicher bilden kann, zeigte der anbrechende Tag die Greuel, welche die Dunkelheit verhüllt hatte. Ueberall rauchte

Menschenblut, und die Strafsen waren mit Leichen bedeckt. Auf diesen kämpften unausgesetzt die Bürger, während ihre Weiber von der Höhe der Häuser Steine, Balken, Feuerbrände auf den Feind herabstürzten. Der Marschall gestattete noch eine Frist von sechs Stunden, — allein ohne Wirkung. Sofort wurde Feuer an die Häuser gelegt, und die hochauflodernde Flamme verkündete der Stadt den baldigen Untergang. Da überwog die Liebe für den väterlichen Heerd den Eifer für die alte Verfassung. Die Fahne des Friedens ward erhoben, das Feuer sogleich ausgelöscht. Ohne Bedingungen übergaben die Abgeordneten des Magistrats die Stadt (am 13. Sept. 1714). Bald darauf wurden Cardona und die Festung Monjui dem Sieger geöffnet.

Das Leben und Eigenthum der Einwohner wurde geschont; aber zwanzig Häupter der Empörung, worunter Villarroel war, wurden zu ewigem Gefängnisse verurtheilt, zweihundert Geistliche mit dem Bischof von Albaracin nach Italien verbannt, die Officiere niederen Ranges auf den Eid der Treue entlassen, die Fahnen der Stadt, die Amtskleidungen der Magistratspersonen durch den Henker öffentlich verbrannt, die Privilegien und Freiheiten, für deren Erhaltung der Bürger so oft Gut und Leben freudig gewagt, und alles Ungemach standhaft erduldet hatte, für immer vernichtet. Eine neue Verfassung, nach Maßgabe der castilischen, wurde eingeführt.

Ueber 3000 Tode und Verwundete, worunter 543 Geistliche und Mönche sich befanden, zählten die Ueberwundenen. Mehr als 8000 Mann hatten die Sieger aufgeopfert. Das Opfer war groß, jedoch der Zweck erreicht. Dennoch glaubten einige Rathgeber Philipp's, nicht zufrieden mit der völligen Unterwerfung der Bürger, ihrerseits dem Siege die Krone aufsetzen zu müssen, und riethen dem König, die Stadt dem Boden gleich zu machen, und auf der öden Stelle ein Siegesdenkmal aufzurichten. Allein Philipp war zu menschlich und zu klug, als daß er eine der bedeutendsten Städte seines Reiches aus persönlicher Rache zerstörte. Er ehrte das gegebene Wort seines Feldherrn, (zugleich sich und

seine Würde,) und erfüllte treulich, was dieser den Bürgern zugesichert hatte. *)

BESCHREIBUNG VON BARCELONA.

Die Hauptstadt von Catalonien ist eine der festesten Städte in Spanien. Eine Mauer von dreihundert und achtzig Fuß Länge, funfzig Fuß Höhe und acht und vierzig Fuß Dicke beschützt sie von der Seeseite. Von der Landseite vertheidigen sie hohe Wälle und die nordöstlich liegende Beifeste, von Philipp V. erbaut, als er die Catalonier zum Gehorsam gebracht hatte. Die Citadelle ist zwar gut befestigt, und so geräumig, daß sie leicht sieben tausend Mann zu fassen vermag, aber wegen ihrer tiefen Lage nicht im Stande, die Stadt oder die Umgegend zu bestreichen. Mehr Schutz gewährt die südwestlich liegende große und schöne Festung Monjui (*Monjuich* in der catalonischen Sprache), auf dem Berge gleiches Namens. **) Sie beherrscht auf eine unbeschränkte Weise alle Häuser der Stadt, die benachbarte Gegend, den Hafen, eine große Strecke des Meeres, selbst die Citadelle; und die Kunst hat Alles aufgeboten, um die günstige Naturanlage zu einer starken Befestigung absichtsvoll zu benutzen. Die Wälle sind von Stein, das Hauptwerk ist bombenfest, und trefflich gearbeitet.

Barcelona bildet beinah einen Halbkreis, welchen ein mit vier Baumreihen besetzter Spaziergang in zwei ungleiche Theile scheidet. Der kleinere oder die Neustadt liegt nordöstlich, die Altstadt nordwestlich. Diese hat enge und krumme, jene mehrentheils gerade und schöne Straßen.

*) *Saint-Philippe, Mémoires pour servir à l'histoire d'Espagne.* t. III. p. 84—114. *Mémoires du Maréchal de Berwick* t. II. p. 170—194. Diesen folgen *Ortiz y Sanz, Compendio de la historia de España.* t. VII. p. 266—278. und *W. Coxe, Memoirs of the kings of Spain of the house of Bourbon* t. II. p. 64—73. Unabhängig von den Vorigen ist die *Historia general de España. Continuacion por J. Sabau, y Blanco.* t. XX. p. 242.

**) So heißt der Berg seit dem elften Jahrhundert, am wahrscheinlichsten, von den dortigen Gräbern der Juden, die sehr früh in Barcelona sich ansiedelten. In allen Urkunden des Mittelalters wird derselbe, nach Capmany's Behauptung (t. III. p. 125), von Fremden und Eingebornen *mons judaeus* oder *judaycus* (dem das altcatalonische *juich* entspricht), und nie *mons Jovis* genannt.

Sie sind mit grossen viereckigen Steinen gepflastert, welche die unterirdischen Canäle, die zur Aufnahme der Unreinigkeiten bestimmt sind, bedecken, aber durch ihre schlechte Zusammenfügung oft Unebenheiten verursachen. Die nächtliche Beleuchtung geschieht durch Laternen, die an den Häusern befestigt sind. Die öffentlichen Plätze, von welchen *la Plaza del Palacio* der schönste ist, sind mehrentheils klein und unregelmässig, aber alle mit Springbrunnen, deren die Stadt mehr als dreissig hat, verziert. In der Regel sind die Häuser vier bis fünf Stockwerk hoch, von einfacher, angenehmer Bauart, mit grossen Fenstern und mannichfaltigen Balkonen. Auszeichnung verdienen: die *Diputacion* oder der ehemalige Versammlungsort der catalonischen Stände, gegenwärtig der Audienzpalast, vorzüglich wegen der einfach edlen Façade eins der schönsten Gebäude der Stadt, worin das berühmte königliche Archiv der Krone von Aragonien ist, nach Capmany's Behauptung (t. II. Ap. 114), das älteste, reichste, vollständigste, am besten geordnete, das man in Europa kennt; die *Longa* oder das Handelshaus, das unter Carl III. erbaut wurde, und eben so geschmackvoll als prächtig ist; der Palast der Könige von Aragonien, und das geräumige Schauspielhaus, das schönste in Spanien. Unter den acht Pfarr- und vier und siebenzig anderen Kirchen ist die Kathedrale die bedeutendste; von den achtzehn Mönchs- und neunzehn Nonnenklöstern das der barmherzigen Brüder das schönste, und S. Catharina das älteste Dominikanerkloster in Spanien, mit der besten öffentlichen Bibliothek der Stadt.

Der Hafen liegt zwischen der Stadt und Barceloneta. Er ist schön, und sein Damm aus lauter gehauenen Steinen ein Meisterstück der Festigkeit. Da der Besos und der Llobregat, von denen jener hinter der Citadelle, dieser hinter dem Monjui sich mündet, ihre Richtung gegen einander nehmen, so setzen sie die Unreinigkeiten und den Sand, den besonders der Besos in unglaublicher Menge mit sich führt, vor dem Hafen ab, wodurch dessen Tiefe, trotz aller Gegenbemühungen der Kunst, täglich sich vermindert. Obgleich die Schifffahrt dadurch sehr erschwert wird, indem grosse Kauffahrer ausserhalb des Hafens bleiben müssen,

und Fregatten nur in einer Entfernung von beinah einer halben Stunde vor Anker gehen können, so ist doch der Hafen immer voll Schiffe, und es laufen deren jährlich über eintausend ein. Denn Barcelona ist noch jetzt der Mittelpunkt des catalonischen Handels, und der Sammelplatz der ersten Kaufleute der Provinz. In seinen Mauern werden die grossen Geschäfte mit dem Ausland abgemacht, und die Handelsgegenstände der verschiedenen Häfen des zweiten Ranges in Catalonien zusammengedrängt. Ausserdem herrscht in keiner anderen Stadt in Spanien mehr Gewerbefleiss und Thätigkeit. *)

Barcelona zählt jetzt wieder über 140,000 Einwohner, ungeachtet das gelbe Fieber i. J. 1821 ein Fünftel seiner Bevölkerung weggerafft hatte. I. J. 1464 rechnete man die Volkszahl auf 40,000 und 1657 auf 64,000. Durch die Bürgerkriege des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, und die fünf Belagerungen, welche die Stadt in einem Zeitraume von vier und sechzig Jahren bestand, und welche den Verfall der Manufacturen und die Stockung des unermesslichen Handels zur Folge hatten, war die Bevölkerung so zusammengeschmolzen, daß man i. J. 1715 nur 37,000 zählte. 1759 war sie auf 69,000, 1786 auf 111,000 und 1798 auf 130,000 gestiegen. Die ausserordentliche Menge der Häuser, die in den letzten drei bis vier Jahrzehnten im Innern und vorzüglich ausserhalb der Wälle der Stadt erbaut worden sind, bestätigt diese beiläufigen Angaben einer ungemein schnellen Bevölkerungszunahme.

Auf einer in das Meer vortretenden Erdzunge am Hafen liegt Barceloneta (d. h. Klein-Barcelona), das einer Vorstadt von Barcelona ähnlich sieht. Der Platz war eine grosse, wüste Sandfläche, worauf einige Fischerhütten zerstreut lagen, als der Marques de la Mina, General-Capitain von Catalonien, den Plan entwarf, hauptsächlich zum Besten der Schifffahrt, eine Stadt daselbst zu gründen. Sie wurde 1752 angelegt, und zählte 1775 schon mehr als 2000 Häuser und beinahe 10,000 Einwohner. Barceloneta hat vier und zwanzig schnurgerade, ungefähr fünf

*) Ueber den Handel und Gewerbefleiss von Barcelona s. die allgemeinen Bemerkungen über Catalonien.

und zwanzig Fufs breite Strafsen, von denen funfzehn parallel laufen, und von den übrigen neun in gleichen Entfernungen rechtwinkelig durchschnitten werden. Die Häuser sind von Backsteinen gebaut, ein Stockwerk hoch, und alle einander gleich. So überraschend diese Gleichförmigkeit bei dem ersten Anblick ist, so ermüdend wird sie bald für das Auge. Eine schöne Kirche umschliesst das Grabmal des 1768 verstorbenen Marques, dessen grofse Verdienste um Barcelona und die ganze Provinz noch im dankbaren Andenken der Catalonier leben.

DAS INNERE DER KATHEDRAALKIRCHE VON BARCELONA.

Der Bau dieser Kirche wurde unter dem fränkischen Könige Carl dem Kahlen begonnen und von demselben unterstützt, aber schon i. J. 986 von den Saracenen zerstört. Graf Raymund Berengar I. liefs die Kirche von neuem aufbauen. Sie wurde 1058 eingeweiht. Kaum waren zwei Jahrhunderte verflossen, so vermochte das Gebäude nicht mehr die wachsende Volksmenge, welche der aufblühende Handel, der Hof der Könige von Aragonien und die Annehmlichkeit des städtischen Aufenthaltes für den Adel der Provinz in die Hauptstadt lockten, zu fassen. Jacob II. liefs darum in den ersten Jahren seiner Regierung (1291 — 1327) eine gröfsere aufführen, und zwar in der gothischen Bauart, die im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in Spanien in Aufnahme kam. *) Der Bau wurde i. J. 1298 angefangen und bis 1400 fortgesetzt, ohne dafs er ganz vollendet werden konnte. Das Portal blieb unausgebaut.

Kenner bewundern die Festigkeit, edle Einfachheit und majestätische Kühnheit dieses Gebäudes. Das schöne Verhältnifs seiner Theile erhöht den erhabenen Anblick, den das Ganze gewährt. Seine Länge beträgt 160, seine Breite 62 Fufs. Zwei sehr hohe Thürme, die auf vier

*) *Capmany* t. IV. Ap. 96. t. III. 373.

Seitenbogen ruhen, bearkunden die bewundernswürdige Kühnheit und Geschicklichkeit des Baumeisters. Die drei Schiffe der Kirche werden durch zwölf dicke Pfeiler, deren jeder aus einem Bunde von Säulen von verschiedenem Umfange besteht, getrennt. Auf den Bogen, durch welche jene Pfeiler mit einander verbunden sind, ruhen Emporbühnen, von denen jede mit neun kleinen Säulen verziert ist. Die beiden Seitenschiffe wenden und vereinigen sich hinter dem Hochaltar. In der Mitte des Raumes zwischen dem Haupteingang und dem Chor erhebt sich eine große achteckige Kuppel, von acht Emporbühnen, die mit Dockengeländern geschmückt sind, umkränzt. Die Verzierungen der Kreuzgänge sind von unnachahmlicher Feinheit. Man tadelt an dem Innern der Kirche, daß es dunkel sei; vielleicht mit Unrecht. Ein Cultus, der durch das Organ der Einbildungskraft religiöse Gefühlswärme hervorrufen will, vermißt nicht so sehr den Strahl des Sonnenlichtes, der den Flug der Phantasie zurückweist, und ihren Spielraum beengt. Und die dunkle Gemüthswelt des Menschen, so wohl ihm auch das heitere Licht der Schöpfung thut, sammelt und stimmt sich bisweilen lieber in der feierlichen Dämmerung gothischer Säulenhallen.

ARABISCHE BÄDER.

Schon zu den Zeiten der Römer gab es öffentliche Bäder in Barcelona. Eine noch vorhandene Inschrift bei der Kirche des h. Justus benachrichtigt uns, daß ein gewisser Coelius Optatus jährlich in dem Monat Juni eine Beleuchtung der Bäder in der Stadt verordnet, und zu diesem Zweck eine Geldsumme bestimmt habe. Aehnliche Bäder bestanden wahrscheinlich in den nachfolgenden Zeiten fort. Zwei Straßen der Stadt haben noch jetzt den Namen *Calle de los Baños* (catalonisch *Car-rer dels Bans*). In einer derselben finden sich Ueberreste von einem Gebäude, das zu nichts anderem, als zu öffentlichen Bädern, gedient haben kann. Es besteht aus mehreren an einander stoßenden Sälen, von

welchen der erste und beträchtlichste beinah ein regelmässiges Viereck bildet. Sein Gewölbe gleicht einem abgestumpften Kegel mit gebrochenen Seitenwänden, und ruht auf zwölf Säulen von weißem Marmor, deren jede, mit Basis und Capital, neun Fufs hoch ist, und ungefähr einen Fufs im Durchmesser hat. Der Schaft von einigen Säulen ist oben dicker als unten. Die Capitäle sind sämmtlich schwerfällig geformt, die Fußgestelle gleichen umgestürzten Capitälen, und die Bogen, welche die Säulen verbinden, sind, ganz im maurischen Geschmack, Hufeisen ähnlich. Das Licht fällt durch die Kuppel in den Saal, und die Dünste haben ihren Ausgang durch sternförmige Oeffnungen, die in der Mauer angebracht sind.

Die andern Gemächer, die noch unregelmässiger, als der Badesaal sind, haben, mit Ausnahme des größten, der gegenwärtig zu einem Pferdestall dient, kein Gewölbe. Sie sind mehrentheils aus Bruchsteinen gebaut, und mit einer Art von Stuck bekleidet. Von den Säulen, welche diese Nebensäle zieren, sind mehrere von Erde und Schutt bis über die Hälfte ihrer Höhe bedeckt; von andern stecken die Seiten im Mauerwerk.

Dafs diese Gebäude den Arabern angehörten, leidet keinen Zweifel. Bei der Kürze des Aufenthaltes in Barcelona vermochten sie indessen nicht, diesen Badesälen die architektonische Vollendung zu geben, welche wir an ihren Bädern in andern Theilen von Spanien, wo sie länger verweilten, bewundern.

PLUTO'S ENTFUEHRUNG DER PERSEPHONE,

ein Basrelief an einem Sarkophag in dem Hause eines Kaufmannes in der Strafe S. Pedro Baxa in Barcelona. Hermes, mit der Chlamys bekleidet, hält den Caduceus in der Linken, und führt mit der Rechten die dunkelfarbigen (*caeruleos*, wie sie Ovid nennt,) Rosse, Orpheäus, Aethon, Nykteus und Alastor. Vor seinen Füßen und den Pferden ragt der obere Theil einer weiblichen Figur hervor, vor oder aus deren Leib drei Thier-

köpfe, wovon einer offenbar hündisch ist, hervorkommen, und deren linker Arm von einer Schlange umwunden wird. Ueber den Rossen schwebt ein geflügelter Eros, und unter denselben spreizt ein anderer gleichfalls geflügelter Eros die Beine und den rechten Arm aus, als wolle er den Lauf der Rosse hemmen. Pluto, halbnackt, wie gewöhnlich, hält mit beiden Armen Persephonen, deren Ausdruck mehr Angst und Schrecken, als Widersträuben andeutet. Pallas, dem Wagen nacheilend, scheint dem Räuber Vorwürfe zu machen, und dieser mit etwas zurückgebogenem Haupte unwillig zu entgegnen. Hinter Pallas steht Artemis mit dem Bogen. Die mittlere Gruppe ist vorzüglich schön. Pluto, von Hermes begleitet, steht zwischen zwei knienden Jungfrauen, von welchen eine auf dem linken Arm einen mit Blumen angefüllten Blumenkorb trägt, die andere, Persephone, den über ihr Haupt gebogenen Peplos mit der Rechten hält, während sie mit der Linken der Hand abzuwehren scheint, welche der Gott der Unterwelt hinreicht, um die Kniende aufzurichten. Ihr Blumenkorb liegt bedeutungsvoll umgestürzt vor den Füßen Pluto's. In der letzten Gruppe eilt Demeter, mit einer Fackel in der Rechten, auf dem mit Pferden bespannten Wagen der verschwundenen Tochter nach. Iris schwebt geflügelt neben den Pferden, den Peplos, vom Luftzuge länglich gezogen, über sich haltend. Vor den Pferden wandelt eine Figur mit Helm, Schild und Lanze, vielleicht Pallas, wenn sie für diese nicht zu männlich ist. Unter den Rossen liegt Gaa, während ein ungeflügelter Eros, nach der mittleren Gruppe sich umschauend, den aufgehobenen Fuß des einen Pferdes ergreift, als wolle er dessen Lauf aufhalten, bis Pluto den Sieg davon getragen. Dafs die Reihenfolge in diesen Darstellungen gegen die Zeitordnung verstöfst, darf nicht befremden. Die Künstler banden sich in ihren Schöpfungen selten an die Gesetze der Zeit.

Auf der rechten Nebenseite des Sarkophags führt Hermes die in ein Gewand gehüllte Persephone vor den Gott der Unterwelt. Dieser düstern Schattenseite ist eine heitere Lichtseite in dem freundlichen Bilde des Hirtenlebens und der Frühlingsweide entgegengestellt. Ein Hirt stützt sich, harmlos ruhend, auf seinen Stab. Der gegenüberstehende Blüten-

baum deutet auf den Lenz der Natur (und des Lebens). Zwei Ziegen auf dem nahen Felsen, und zwei Widder vor dem Hirten sind dessen einzige Sorge, und der treue Aufblick des Hundes nach seinem Herrn mildert den friedestörenden Gedanken an das Bedürfnis seiner Wachsamkeit. Um die gegenseitigen Beziehungen der beiden Seitenbilder noch fühlbarer zu machen, hat der Künstler die Thiergruppe vor dem Hirten dem Cerberus neben dem Pluto entsprechend dargestellt.

Die Darstellung von Proserpinens Entführung in die Unterwelt und ihrer Wiederkehr in das Reich des Lichtes ist von den Künstlern des Alterthums sehr oft wiederholt worden. Am gewöhnlichsten finden wir sie an Sarkophagen, wo alsdann ihr Sinn leicht zu deuten ist. Diese Versinnlichungsart der Unsterblichkeit gehört indessen gewiss einer späteren Zeit an, und die älteren Vorstellungen von dem Raube der Proserpina fordern eine andere, allgemeinere Deutung. Uebrigens mochte man wohl Schilderungen von Persephonens Entführung in die Unterwelt am liebsten auf Grabmalen von Mädchen anwenden, welche, während sie auf den Frühlingsauen ihres Lebens harmlos wandelten, der Tod hinwegrifs.

EIN FUSSBODEN IN MOSAIK.

In der Kirche San Miquel finden sich in dem Fußboden Ueberreste von einer Musiivarbeit, die durch ihre Gröfse (sie nimmt die ganze Kirche ein), ihr hohes Alter und die Schönheit ihrer Figuren sich auszeichnet, und nach dem in der ehemaligen Stadt Italica aufgefundenen Fußboden in Mosaik die bedeutendste in Spanien ist. *) Sie besteht aus Steinchen von weißer, blauer und schwarzer Farbe. Mehrere Alterthumsforscher glaubten früherhin, dafs das Werk einem Tempel des Aeskulap angehört habe, und stützten ihre Meinung hauptsächlich auf eine In-

*) *A de Laborde, Description d'un pavé en mosaïque découvert dans l'ancienne ville d'Italica.*

schrift, deren Unächtheit aber Antonio Augustino nachgewiesen hat. Die Gegenstände, welche diese Bildnerei darstellt, haben überdies keine Beziehung auf den Gott der Gesundheit. Ein Seepferd, mehrere Delphinen, ein Triton mit der Bucina in der Rechten und dem Haupte eines Delphinen in der Linken, den er wahrscheinlich einem andern Triton darreicht, sind Darstellungen, die auf den Gott des Meeres hindeuten, dem die meisten bisher entdeckten Fußboden in Mosaik gewidmet sind. Eine Seestadt wie Barcelona, die dem Meer ihren Erwerb und Wohlstand verdankte, bedurfte vorzüglich der Gunst Neptun's, und war diesem vor allen Gottheiten ergeben. Sein Cultus dauerte deshalb auch länger, als jeder andere, und einzelne Gebräuche desselben mochten selbst nach der Einführung des Christenthums die Macht der Gewohnheit behaupten. Wegen seiner Schönheit behielt man diesen Fußboden, der ohne Zweifel einem Tempel des Meergottes angehörte, um so lieber bei, als der Tempel in eine christliche Kirche verwandelt wurde. Wann dieß geschah, läßt sich nicht bestimmen, da über die Entstehung der sehr alten Kirche San Miquel keine Nachrichten vorhanden sind. *)

CHARAKTER UND VERGNUEGUNGEN DER EINWOHNER.

Der Charakter des Barceloners stimmt im Wesentlichen mit dem des Cataloniers überein. Jenes barsche und ungestüme Wesen, wodurch sich der Catalonier überhaupt auszeichnet, haben in dem Barceloner selbst die vielen Handelsverbindungen mit dem Auslande, und der häufige Umgang mit den zahlreichen anwesenden Fremden nicht vertilgen, sondern nur mildern können. Dieser derbe Faden scheint in seinen Charakter hineingewirkt zu sein, und mit seiner unermüdlichen Thätigkeit und leidenschaftlichen Freiheitsliebe zusammen zu hängen. Der Barceloner ist unternehmend und hartnäckig gegen den Feind, aufrichtig in der Freundschaft, gerade und bieder im Umgange, und höchst mildthätig

*) *Florez, Esp. sag.* XXIX. 11 — 13.

gegen Nothleidende. Das Volk ist nicht boshaft; es droht und schreit viel, und schlägt selten. Selbst bei dem Zusammentreffen großer Menschenmassen entsteht fast niemals Streit.

Das Landleben, wenig gesucht in Spanien, lockt den empfänglichen Barceloner im Frühling und Sommer in die benachbarten Dörfer und Landhäuser am Gebirge. Dort wirft er alle Sorgen und Mühen des Geschäftslebens von sich, und genießt fröhlich die reizende Anmuth, welche die Natur über die Umgegend von Barcelona verbreitet hat. Näher liegen dem Erholung Suchenden die angenehmen Spaziergänge, die jener rege Sinn für Naturgenuss um die Stadt und in derselben angelegt hat. Die vorzüglichsten sind die *Muralla de Mer*, die *Muralla de Tierra*, die *Rambla* und der *Paseo nuevo*.

Die *Muralla de Mer* oder der Seewall ist eine schöne Terrasse, welche längs dem Meer und dem Hafen, an einer Reihe schöner, mit Freskogemälden verzierter Häuser, in gerader Linie bis zum Fusse des Monjui hinläuft. Wegen der vielen Gewölbe, worauf sie gebaut ist, entbehrt sie der Bäume und des Schattens. „Am schönsten ist es hier des Abends. Die Sonne sinkt hinter den Monjui, und das Meer wallt im feurigen Abendroth. Große und kleine Fahrzeuge eilen dem Hafen zu, und der Strand wird lebendiger. Mit großem Geschrei ziehen die Fischer ihre Boote auf den Sand, und überall kommen mit der Dämmerung Lichter und Feuer zum Vorschein. Der Mond geht am Rande des Meeres auf, das Rauschen der glänzenden Wellen wird lauter, die Spaziergänger vermehren sich, und aus den erleuchteten Häusern, deren Zimmer man völlig übersieht, tönet Gesang, Musik und Tanz herüber. Dieses Getümmel und die Ruhe des Meeres, das in stiller Kraft dahin fluthet, versetzt die Seele in eine erhabene, muthvolle Stimmung, die man vergebens zu schildern sucht.“*)

Die *Muralla de Tierra* oder der Theil des Walles, der die Stadt von der Landseite umschließt, beginnt beinahe da, wo der Seewall aufhört, und endet an dem *Paseo nuevo*. Dieser Spaziergang liegt hoch, und hat

*) C. A. Fischer's *Reise von Amsterdam über Madrid* u. s. w. S. 465.

vortreffliche Alleen. Seine Umgebungen sind mannichfaltiger, als die des Seewalles. Man hat rechts angenehme Häuser, wohl eingerichtete Gärten mit höchst freundlichen Gartenhäusern, links eine entzückende Aussicht auf die reizende Ebene und die in der Ferne sich erhebenden Gebirge, welche fast bis an die Gipfel bebaut sind.

Die Rambla, ursprünglich ein Hohlweg (daher auch der Name), der an der alten Stadtmauer hinlief, vereinigt den Landwall mit dem Seewalle. Sie dient besonders zum Winterspaziergange, weil sie von beiden Seiten geschützt ist, und viel Sonne hat.

Der Paseo nuevo auf dem grossen und breiten Platze zwischen der Stadt und der Citadelle besteht aus drei neben einander laufenden Alleen, und ist 222 Toisen lang. Er ist von Barrieren umgeben, die sich in gewissen Entfernungen öffnen, um den Fußgängern einen, mit Drehkreuzen gesperrten, Durchgang zu gestatten. Von Strecke zu Strecke sind in den Alleen grosse, runde Plätze angebracht, rings umstellt mit Ruhebänken von weissem Marmor und mit grün angestrichenen Rücklehnen von Eisen. In jedem dieser Rundplätze befindet sich ein mit einem Geländer umschlossenes Wasserbecken, aus dessen Mitte ein Wasserstrahl fünf und zwanzig bis dreissig Fufs hoch emporsteigt.

Diesen Spaziergang, so wie die Rambla, durchwandert der Menschenfreund nicht ohne Dankgefühle gegen einen Mann, der, indem er die Aermsten unter den Einwohnern der Stadt dem Elend entrifs, die Reichen zur Wohlthätigkeit gegen ihre Mitbürger veranlafste, und endlich *allen* Classen die Freude an der Verschönerung ihrer Vaterstadt verschaffte.

Der Krieg zwischen England und Spanien hatte das Volk in das drückendste Elend gestürzt, die Werkstätten zum Theil geschlossen, und die Arbeiter an den Bettelstab gebracht. Die Menge der brodlosen, von der dringendsten Noth bestürmten Männer und Weiber, welche überall die Vorübergehenden um Almosen anflehten, erregte Besorgnisse für die Sicherheit der Strassen. Der damalige Generalcapitain von Catalonien, Don Augustin, nachheriger Herzog von Lancaster, unternahm es daher, eine grosse Zahl dieser Arbeitslosen und Hülfbedürftigen zu beschäftigen

und zu unterstützen. Er erhielt von dem Könige die Erlaubniß, öffentliche Bälle und Lotterien verschiedener Art zu errichten. Den Gewinn von beiden widmete er der Unterstützung der Dürftigen und Nothleidenden. Ein Verein von Kaufleuten besorgte mit eben so viel Eifer als Uneigennützigkeit die Verwaltung. Es wurden öffentliche Arbeiten angeordnet, und den Arbeitern täglich Speisen dargereicht. *) Arme von beidem Geschlechte, welche der Arbeit unfähig waren, mußten die Speisen zubereiten, und die Verwaltungsbehörde besorgte selbst die Austheilung. So wurde der Noth abgeholfen, und durch Anlegung und Verschönerung gemeinnütziger Werke, wie der Rambla und des Paseo nuevo, allen Einwohnern für die Zukunft Vergnügen bereitet.

Während wir unsere Lustwandler auf dem neuen Spaziergange, wovon das vierte Blatt eine Scene darstellt, in die Stadt zurückkehren lassen, müssen wir von derselben Abschied nehmen. Mit einem gewissen Bedauern scheiden wir von Barcelona, weil das längere Verweilen daselbst, wozu die Wichtigkeit des Ortes uns nöthigte, unser Mitgefühl für die warme Anhänglichkeit der Bürger an ihre Vaterstadt unvermerkt erregt hat.

ANSICHT DER BRUECKE BEI MARTORELL.

Wir wenden uns nun nordwestlich von Barcelona, um eine Pilgerfahrt auf den Montserrat zu machen. Der Weg nach diesem berühmten Kloster ist derselbe, der nach Valencia führt. Man geht durch das Thor S. Antonio aus der Hauptstadt Cataloniens, hat zu beiden Seiten freundliche Landhäuser, Gärten und Baumpflanzungen, weiterhin reinliche und zierlich gebaute Dörfer, welche Wohlstand, Leben und Fröhlichkeit verkünden, und erfreut sich der lieblichen Abwechslung waldiger Hügel mit wohlbebauten, fruchtbaren Thälern. Die Strasse läuft durch das große und ausgezeichnet schöne Dorf San Feliu, und bald hernach in dem

*) Vom März 1799 bis 1801 wurden 3,833,746 Portionen ausgetheilt.

Schatten einer kurzen Pappelallee bis an die Brücke von Molinos del Rey, die über den Fluß Llobregat führt. Diese Brücke ist fünfhundert und vierzig Fuß lang, aus rothem, vorzüglich schönem Sandstein aufgeführt, von fester, etwas schwerfälliger Bauart, die prächtigste in Spanien. Nachdem man einen zweiten Pappelgang zurückgelegt hat, lenkt die Strasse nach Tarragona und Valencia links ab, und während der Reisende den Weg nach Martorell längs dem Ufer des Flusses verfolgt, entfaltet sich ihm die Ansicht, die das fünfte Blatt darstellt. Zur Rechten springt der kühne Bogen der Brücke von Martorell, von dem man die ersten Häuser sieht, über den Fluß, mit dem uralten Triumphbogen am jenseitigen Ende der Brücke. Hinter derselben eröffnet sich das anmuthige Thal, das der Llobregat durchschlängelt, und im Hintergrunde zur Linken erhebt sich der Montserrat, dieser Riesenbau der Natur, den man hier zum erstenmal erblickt, und der majestätisch die schöne Landschaft beherrscht.

DER TRIUMPHBOGEN BEI MARTORELL.

Diese Brücke, von dem Volk *die Teufelsbrücke* genannt, hat zwei Bogen von ungleicher Gröfse. Der gröfsere ist ein spitzzulaufendes Gewölbe — Ohrgewölbe — von ungewöhnlichem Umfange; denn es hat nach einer beiläufigen Schätzung achtzehn Fuß Breite und vierzig Fuß Höhe. Eine genauere Untersuchung zeigt, dafs die Pfeiler dieses Bogens auf den Trümmern einer alten Brücke ruhen, und in einer gewissen Höhe in eine kleinere, das Bogengesims bildende Krümmung auslaufen. Diese Grundlagen haben indessen durch die Art ihrer Wiederherstellung und die Zerstörungen der Zeit zu viel gelitten, als dafs man mit Sicherheit bestimmen kann, ob sie, wie Einige behaupten, wirklich von römischer Bauart sind. Eine castilische Inschrift der Brücke sagt, dafs diese, auf Befehl des Königs Carl's III., im Jahr 1768 auf den Trümmern der

alten, welche Hannibal, der carthagische Feldherr, 1985 Jahre zuvor angelegt habe, hergestellt worden sei. Bei dem gänzlichen Mangel an historischen Belegen für diese Behauptung müssen wir die Wahrheit derselben dahin gestellt sein lassen.

In der Mitte der Brücke ist ein kleiner Bogen übergebaut, um das Hinüberfahren zu verhindern, das ohnedieß, wegen des jähen Abhanges auf beiden Seiten, sehr beschwerlich sein würde.

An dem der Stadt gegenüber liegenden Ende der Brücke steht ein großer Bogen von einfacher und starker Bauart, den man gewöhnlich für einen Triumphbogen hält. Er hat sehr gelitten, und nur ein aufmerksames Auge erräth seine ursprüngliche Verzierung. An seiner mitäglichen Seite erblickt man Ueberreste von ausgekehlten Pilastern, die auf korinthische Ordnung hindeuten. Das Gesims ist abgerissen, läßt sich aber aus der Grundmauer abnehmen, und man unterscheidet leicht den Architrav, den Fries und den Kranz. Da dieser Bogen offenbar sehr alt ist, und Merkmale römischer Bauart an sich trägt, so betrachten wir ihn mit hoher Wahrscheinlichkeit als ein Denkmal aus den Zeiten der Römer. Schwerer ist seine ursprüngliche Bestimmung auszumitteln. Wollte man ihn für eine bloße Brückenverzierung halten, wie die Bogen auf beiden Seiten der Brücke von St. Chamas über die Touloubre zwischen Aix und Arles, und an der über die Charente bei Saintes, so würde es immer auffallend bleiben, daß hier auch keine Spur von einem früher vorhandenen Bogen auf der andern Seite der Brücke sich findet. Behaupten wollen, daß der Bogen das äußere Brückenthor von dem alten Tolobis, das Ptolomäus und Mela erwähnen, und Pet. de Marca *) an die Stelle des heutigen Martorell's setzt, gewesen sei, hiefse, auf eine in der Luft schwebende Hypothese eine andere gründen wollen, da die Untersuchung über die Lage dieser alten Stadt und die ehemaligen Namen der kleinen Flüsse der Umgegend noch nicht geschlossen ist, und bei dem Mangel an Documenten nicht geschlossen werden kann. **)

*) *Limes Hisp* I. 2. c. 23. §. 11.

**) *Tzschuck. notae in Melam* v. II. p. II. pag. 429. — 433.

So mag denn die Sage, daß dieser Bogen ein Triumphbogen sei, den Hannibal seinem Vater Hamilcar zu Ehren errichtet habe, in dem Munde des Volkes so lange fortleben, bis eine geschichtliche Nachweisung seiner wahren Bestimmung an ihre Stelle treten kann.

BESCHREIBUNG DES BERGES UND KLOSTERS MONTSERRAT.

Wir versetzen uns nun in eine Gegend, „mit welcher wohl nur auf's Höchste noch ein Paar andere in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie mit einander stehen, und wo selbst der Fremde, sich auf einige Zeit abgesondert wählend von der Welt und den Menschen, mit sonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und Städte hinabblickt, die in einer unabsehblichen Strecke zu seinen Füßen liegen.“ *)

Der Berg Montserrat, von seiner Form *gesägter Berg* (*monte serrato*) genannt, liegt ungefähr neun kleine Stunden nordwestlich von Barcelona. Abgesondert von den umstehenden niedrigen Bergen, und selbstständig, als bedürfe er nicht fremder Stützen, hebt er sich, wie eine mächtige Feste mit Thürmen und Bollwerken auf einem Berge, über die Ebene empor. Seine zackige Krone besteht aus ungeheueren, säulen- und kegelförmigen Felsen, die in zahlloser Menge ihre kahlen Scheitel gen Himmel strecken, und auf schrägen, schmalen Grundflächen fassen. Sechs oder sieben gewaltige Absätze, aus Pyramidengruppen, die auf flachen Felsenschichten ruhen, seltsam geformt, bilden die Seiten des Ber-

*) *W. v. Humboldt* in den *allg. geographischen Ephemeriden*. XI. 270.

ges. Die Massen bestehen aus abgerundeten Kalksteinen von verschiedenen Farben, aus weißem und rothadrigem Quarz und aus Sandsteinen. Sie werden durch Kalkerde und wenigen Sand zusammen gehalten. Da das Bindungsmittel der Steine an mehreren Stellen abgefallen ist, so hat das Wasser Schluchten gehöhlet, von welchen die beträchtlichste, Santa Maria genannt, den Berg in zwei Theile spaltet, in den südlichen, zum Bisthum Barcelona, und den nördlichen, zum Bisthum Vich gehörig. Aus dem Schoofse der fruchtbaren Danmerde, welche, vom fortspülenden Wasser verschont, in den Felsenspalten und Vertiefungen sich angehäufter hat, entfaltet sich die schönste Pflanzenwelt. Kraftvolle Bäume erheben stolz ihre Wipfel aus den dunkelgrünen, dicht verwachsenen Schluchten, und üppiges, mannichfaltiges Gesträuch rankt sich, jenen nacheifernd, an den schroffen Felsenwänden hinan. Die Vegetation dringt bis zu dem Gipfel des Berges. De Laborde behauptet sogar, daß der Montserrat immer reicher und fruchtbarer werde, je höher man steige, und in dieser Sonderbarkeit der Religion, der er geweiht ist, ähnlich sei, welche, aus der Ferne betrachtet, trocken scheine, aber einen freundlichen Zufluchtsort und kühlenden Schatten dem gewähre, der auf ihren mühevollen Staffeln hinanklimme. Diese Eigenthümlichkeit des Montserrat's wird noch sonderbarer durch den gänzlichen Mangel an Quellen. Die wenigen Bäche, die man kennt, fließen nicht ununterbrochen, und sind wahrscheinlich nur Ergießungen des Regenwassers, das in den unergründlichen Klüften des Berges sich sammelt. Der schöne Pflanzenwuchs ist also nur der Reichlichkeit des Thaus beizumessen. Die Merkwürdigkeiten des Montserrat's erstrecken sich übrigens bis in sein Inneres. Lange und geräumige Gänge laufen nach verschiedenen Richtungen unter der Erde hin, und bieten die schönsten Tropfhöhlen dar.

Die Höhe des Berges, von seinem Gipfel bei der Capelle der h. Jungfrau über der Einsiedelei des h. Hieronymus gerechnet, beträgt nach den von Mechain in dieser Gegend angestellten Messungen etwas über 643 Toisen, folglich etwas über 3937 rheinländische Fuß. Sein Schatten soll auf sieben spanische Meilen weit im Meere sichtbar sein.

So steht dieser Bergkolofs mitten in der Ebene da — ein gottgeweihter Tempel der Natur. Ruhend auf ungeheueren Säulen birgt er seinen himmelhohen Scheitel gewöhnlich in den Wolken, und weckt und nährt durch seinen Anblick die erhabensten Gefühle für Gott und Natur. Zu der stillen Feier der Schöpfung stimmt im schönsten Einklange das religiöse Leben und Thun der Menschen, die jene Höhen und Klüfte bewohnen, und, fern vom lärmenden Weltgewirre, den Frieden mit sich und dem Himmel suchen. In der That wird der Berg nur von Mönchen vom Orden des h. Benedict bewohnt und von Einsiedlern, die ein Gelübde gethan, ihn nie zu verlassen, und welche beide von der ursprünglichen Reinheit des Mönchs- und Einsiedlerlebens keineswegs sich entfernt haben.

Ungefähr in der Mitte des Berges liegt auf einem Absatze desselben das Kloster, und auf den Pyramiden, die es umgeben, hängen an den schroffsten Abstürzen in schwindelnder Höhe die Einsiedeleien, welche vom Kloster abhängig sind.

Ein Wunderbild der h. Jungfrau, das in den Schluchten des Berges gefunden wurde, gab Veranlassung zu der Errichtung einer Capelle, und zu der besonderen Verehrung der h. Maria. In der Regierungszeit Wifred's des Zottigen sahen einst drei Schäferknaben in der Nacht Lichter im Berge wie vom Himmel schimmern, und hörten melodische Stimmen wie von Engeln. Sie hinterbrachten es dem Beamten in Olesa und dem Bischofe in dem nahegelegenen Manresa. Diese fanden bei der Untersuchung das Wunderbild. Sie wollten es nach Manresa bringen; allein, als sie bis zu der Stelle kamen, wo jetzt das Kloster ist, liefs es sich nicht weiter fortschaffen. Durch dieses neue Wunder bewogen, baute man eine Capelle auf dem Platze, den gegenwärtig der Hauptaltar einnimmt. So hüllt die Sage den dunkeln Ursprung des Klosters in das Gewand eines Wunders. Der so natürliche Gedanke, in dieser feierlichen, zu religiösen Gefühlen stimmenden Einöde eine Capelle, zum Sammlungspunkt der Andacht, zu errichten, war den wundersüchtigen Menschen zu natürlich.

Schon seit den ältesten Zeiten scheinen Kirchen und Capellen auf dem Berge gewesen zu sein. Sichere Spuren eines Klosters findet man aber erst im Laufe des neunten Jahrhunderts. Im Jahr 888 beschenkte der Graf Wifred die Benedictinerabtei von Ripoll, die er gegründet hatte, aufser andern Besitzungen, mit dem Montserrat und allen Kirchen an dem Berge. *) Im vierzehnten Jahrhundert fing das Kloster an, der Abhängigkeit von jener Abtei sich zu entziehen, und wurde i. J. 1410 von dem Pabst Benedict XIII. förmlich zu einer unabhängigen, nur dem römischen Stuhle unterworfenen Abtei erhoben. Der Pabst Martin V. bestätigte i. J. 1430 diese Erhebung. Damals zählte das Kloster nur zwölf Mönche, zwölf Einsiedler, zwölf Capellane und zwölf Laienbrüder. Von Alexander VI. wurde es endlich i. J. 1493 der Benedictiner-Congregation von Valladolid einverleibt, der es seitdem fortwährend zugehörte. Die Zahl der Mönche wuchs unterdessen, und von den dritthalbhundert Menschen, welche den Montserrat jetzt bewohnen, sind einige und siebenzig Mönche, die übrigen Laienbrüder, Chorknaben, Aufwärter und Personen, welche die Oekonomie besorgen.

Das Kloster ist ein groses Gebäude, und liegt mit den dazu gehörigen Häusern auf einer schmalen Fläche, welche der Berg absichtlich scheint geöffnet zu haben, um dort Menschenwohnungen in seinen Schoofs aufzunehmen. Die Gebäude stehen nach der Ebene hin an einem furchtbar jähem Abgrunde. Der Haupteingang des Klosters ist an der Bergseite, und der eintretende Wanderer verliert plötzlich den Ausblick in die unermessliche Ferne, und sieht sich von ungeheuern Felsen eingeschlossen. Unwillkührlich schweift sein Auge an ihren glatten und senkrechten Wänden umher, fällt auf die Einsiedeleien, deren es einige unmittelbar über sich recht eigentlich in den Lüften schwebend erblickt, und nach deren Zugängen es vergebens späht, und senkt sich von der ängstlichen Höhe schwindelnd herab auf die nahen, beruhigenden Klostergebäude.

*) *locum quem nominant Monte-Serrato et ecclesias, quae sunt in cacumine ipsius montis vel ad inferiora ejusdem* Aguirre, Collectio Conciliorum Hispaniae. Ed. alt t IV p 366.

Diese sind von keiner ausgezeichneten Bauart, aber ihr Ganzes macht einen grossen Eindruck, und stimmt vollkommen zu ihrer Lage und den sie umgebenden, ungeheueren Naturmassen. Das Kloster selbst ist hoch, von gelblicher Farbe, und hat eine Menge kleiner Fenster, aus welchen man nach Osten und Süden eine herrliche Aussicht genießt. Ein Krankenhaus, eine Herberge für Fremde und eine für Pilger und Arme sind die nächsten Umgebungen des Klosters. Die Fremden werden im Innern desselben aufgenommen, und mit sorgsamer Achtung behandelt. Die Armen werden in zwei Säle vertheilt, von welchen einer für das weibliche Geschlecht, der andere für die Männer bestimmt ist. Um sieben Uhr Morgens versammelt der Glockenruf die Dürftigen auf einem Platze, wo ein jeder eine Portion Brod empfängt. Um halb elf Uhr wird an jeden der ebenso Versammelten eine gleiche Portion Brod, ein grosser Napf voll Suppe und eine Kanne Wein ausgetheilt. Dieselbe Austheilung wird Abends gegen sechs Uhr wiederholt, und die Gesättigten bringen die Nacht in den Sälen des Hospitiums zu. So werden sie drei Tage gepflegt, und so oft sie in das Kloster zurückkehren. Oft sieht man fromme Wanderer von Rang in christlicher Demuth unter den Armen erscheinen und Almosenbrod annehmen, das sie dann wie eine Reliquie bewahren. Eine noch liebevollere Sorgfalt wird den Kranken und den schwächlichen Pilgern zu Theil. Man bleicht ihnen ihre Wäsche, und versieht sie mit frischer, schickt ihnen täglich zweimal einen Arzt des Klosters, übernimmt, wenn sie Weiber und Kinder haben, deren Pflege bis sie hergestellt sind, gibt ihnen dann ihre Kleider in gutem Zustande zurück, und entläßt sie gestärkt und erquickt. Das Kloster würde zu diesem Aufwande nicht vermögend sein, ohne die von allen Seiten herbeiströmenden Geschenke, die drei Viertel seiner Einkünfte betragen.

Vor der Hauptthüre des Klosters stehen zwei Bildsäulen, welche den heiligen Benedict, dessen Regel die Mönche befolgen, und seine Schwester, die heilige Scholastica, darstellen. Nun tritt man in das alte Kloster, das mit der Kirche in Verbindung steht. Eine Inschrift, die den Stifter des Jesuitenordens betrifft, lenkt hier die Aufmerksamkeit auf sich.

Loyola, der in einer der Einsiedeleien seine Hauptbeichte abgelegt hatte, weihte hier seinen Degen der h. Jungfrau, und brachte dann in den Grotten von Manresa zwei Jahre mit Verfertigung seiner geistlichen Uebungen (*exercitia spiritualia*) zu.

Die Kirche hat nur *ein* Schiff, ist aber geräumig, und hat ein flaches, sehr breites Gewölbe. Sie ist mit Arabesken verziert, und mit aufserordentlicher Pracht durchaus vergoldet, als bestünde das Schöne und Grofse im Reichen. Nur schwach dringt das Tageslicht in dieselbe; aber mehr als achtzig silberne Lampen auf einem bronzenen Gitterkranze, der den Hochaltar von der übrigen Kirche absondert, leuchten Tag und Nacht, und werfen einen wunderbaren Zauberschein auf den kostbaren Schatz des Heiligthums. In einer Nische über demselben steht das Bild der Jungfrau, das seit Jahrhunderten heilig gehalten wurde, und zu dem noch immer Scharen von Menschen wallen. Madrid, selbst Wien und Rom haben Kirchen der Jungfrau des Montserrat's. Zu der Hochgefeierten in dieser Einöde pilgerten Kaiser und Könige. Ihrem Dienste wurden die Söhne mehrerer der ersten Familien Spaniens geweiht, theils bloß eingeschrieben, theils wirklich aufgenommen. Kaiser Carl V., der neunmal den heiligen Ort besucht hatte, starb mit einer an ihrem Altar geweihten Kerze in der Hand. Don Juan d'Austria, der Sieger bei Lepanto, der bei dem Besuche ihrer Einsiedeleien lebhaft gewünscht hatte, dort als Einsiedler seine Tage zu beschließen, sandte ihr nach der Schlacht einige eroberte Fahnen und die erbeutete Leuchte des türkischen Admiralsschiffes. Ludwig XIV. verschaffte denjenigen seiner Unterthanen, welche zu ihr wallfahrten würden, geistliche Vortheile vom Papste.

Die Gottesverehrung auf dem Montserrat zeichnet sich durch eine besondere Feierlichkeit aus, wozu wohl die treffliche Kirchenmusik am meisten beiträgt. Welche andere Kunst vermöchte auch wohl die überschwenglichen Gefühle auszudrücken, die bei dem freudigen Anblick jener grofsen Natur die Brust schwellen, und bei der ernstesten Andachtsfeier das Innerste schauernd ergreifen, und die hier in einander sich verschmelzen? Es mufs ein seelenerhebender Genufs sein, ein solches *Natur-*

Gebet auf den Wogen eines vollstimmigen, männlichen Gesanges von jenen Höhen herab, — zum Himmel hinauf strömen zu hören. Ein besonderes Institut im Kloster bildet vier und zwanzig Knaben, die in dem zarten Alter von vier Jahren aufgenommen werden, zum Gesang im Chor und bei den übrigen gottesdienstlichen Verrichtungen. *) Selbst profane Künstler gingen aus dieser Schule hervor. Kein Wunder! Schon das Geläute auf dem Montserrat dürfte ein schlummerndes Talent für Tonkunst wecken. Die Lage der Oerter ist so, daß die Glockentöne von den verschiedenen Einsiedeleien, vom Echo vielfältig wiederholt, in den Krümmungen und Schluchten des Berges wechselseitig sich antworten. In mehreren Einsiedeleien hört man die Gesänge aus dem Kloster heraufhallen. Und da die Bewohner des Berges, in Mönche, Einsiedler, Chorknaben und Laienbrüder eingetheilt, Reihfolge im Gebete halten, so werden die frommen Uebungen niemals unterbrochen. Der gemüthvolle Wanderer, der diesen bezaubernden Ruhesitz durchstreicht, ergötzt sich am raschen Uebergange vom Gesange der Vögel zur himmlischen Musik andächtiger Menschen, vom erquickenden Dufte aromatischer Pflanzen zum Wohlgeruche des Weihrauches, von den Wundern des Schöpfers zur Feier seiner Verehrung.

Die Mönche bilden zusammen ein Capitel, und wählen ihren Abt selbst, der es immer nur vier Jahre bleibt. Sie haben außer den drei bekannten Mönchsgelübden, der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, noch das der Clausur, und dürfen ohne Erlaubnifs des Abtes nicht aus dem Kloster sich entfernen, nicht einmal um in den Berg zu gehen. Doch ist ihnen zwei Monate im Jahr erlaubt, den Berg zu verlassen, und zu verreisen.

Die zwölf Einsiedler des Montserrat's sind dem Abte unterworfen, und unter der besondern Aufsicht eines Paters aus dem Kloster, der die erste Einsiedelei, die des h. Benedict's, bewohnt. Sie thun Gelübde, wie die Mönche des Klosters, sind aber nicht zu Priestern geweiht. Der Berg, der vier kleine spanische Meilen im Umfange hat, ist ihre strenge

*) *N. de la Cruz, Viage de España, Francia é Italia.* I. 146.

Clausur. Sie dürfen nicht einmal in das Kloster herabsteigen, aufser an gewissen Tagen des Jahres, an hohen Festen, oder wenn ein Mönch beleidigt wird, wenn sie krank oder zu alt sind, um die Beschwerlichkeiten des Berglebens zu ertragen. Die Regel, die sie befolgen, ist sehr streng. Um zwei Uhr Morgens müssen sie aufstehen, und bis sechs oder sieben Uhr dem Gebete, der Meditation und dem Lesen heiliger Bücher obliegen. Mit diesen Andachtsübungen wechseln in den übrigen Stunden des Tages wirthschaftliche Beschäftigungen. Um jede Stunde muß ihr Glöckchen die Glocken des Klosters begleiten. Schon dadurch wird einer größern Entfernung von ihrer Einsiedelei vorgebeugt, und sie würden sich dem Tadel ihrer Vorgesetzten aussetzen, wenn sie bloß zu ihrem Vergnügen oft und weit, zumal auf gangbaren Pfaden, lustwandelten. Ihre Nahrung besteht in wenigem Fisch, Brod und Wein, — Lebensmittel, welche ihnen das Kloster verschafft, und in Gemüse, das sie sich selbst bauen. Der Fleischspeisen müssen sie sich ganz enthalten, und beinah täglich fasten. Ihre Wohnungen sind niedrige, aber für ihre Bestimmung hinlänglich geräumige Gebäude von einem Stockwerk und verschiedener Bauart, je nachdem diese der Ort heischte. Sie umschloßen eine kleine Capelle, eine Küche, eine Cisterne, worin sie das Wasser aufbewahren, ein Betzimmer, eine Kammer, worin sie auf einem Strohsack schlafen, und mehrentheils noch einen Säulengang um die Wohnung, oder doch eine offene Vorlaube, wohin sie Blumentöpfe stellen. Die Terrassen, von den Felsen ringsum gebildet, sind zu Gärtchen benutzt, deren Pflege, neben dem Verfertigen kleiner Kreuze, die sie den Reisenden schenken, ihre einzige Erholung ist. Ueberraschend ist die außerordentliche Sauberkeit, die in ihren Wohnungen herrscht, die gefällige Reinlichkeit in ihrer Kleidung, die sorgfältige Zierlichkeit in ihren Gärten. Ihre Gesellschaft — denn auch das Gemüth des Einsiedlers, der dem Umgange mit Menschen freiwillig entsagt hat, schmiegt sich so gern an ein lebendes Wesen an — sind die Vögel, die so vertraulich mit ihnen leben, daß sie auf den leisesten Wink herbeifliegen, um ihre Nahrung aus den Händen ihrer Wohlthäter zu nehmen.

Die Einsiedelei S. Geronimo, von allen die höchste, wird stets von einem jungen Manne bewohnt, der in eine niedere hinabzieht, so oft einer seiner Mitbrüder stirbt. So nähern sich die Einsiedler, wenn sie älter werden, dem Kloster, und steigen gleichsam auf den Stufen der Altersschwäche in ihr Grab hinab. An die Stelle des Verblichenen wird aus den vielen Bewerbern der Nachfolger erwählt, der sogleich von der neuen Wohnung Besitz nimmt. Er schmückt sofort die Capelle, ordnet die Bücher, zieht die Wanduhr auf, besucht, wenn diese ersten Verrichtungen besorgt, und die unterbrochenen Gebete vollendet sind, den Garten, lieset die Denksprüche, die in der Vorlaube neben dem Weihwasser und einem Todtenkopfe aufgezeichnet sind, begießt die Blumenstöcke, die auf dem Vorplatze stehen, und endigt die kleinen Kreuze, welche der Tod seines Vorgängers unvollendet gelassen hat.

An Bewerbern um diese freudeleeren, oft mühevollen Stellen mangelt es so wenig, daß der Abt vielmehr wegen der Auswahl unter der Menge der Nachsuchenden bisweilen in Verlegenheit ist. Diese Erscheinung ist um so befremdender, da die Bewerber nicht etwa nur Geistliche, sondern von den verschiedensten Ständen, oft sogar angesehene Militairpersonen sind. Sehnsucht nach einem ungestörten, unabhängigen Leben mit sich und seinen Lieblingsgefühlen, die Aussicht auf einen sichern Unterhalt, und vorzüglich eine dem Spanier eigenthümliche Frömmigkeit mögen diesen am gewöhnlichsten und stärksten in jene Einsamkeit locken. Andere Beweggründe mögen bei den einzelnen Individuen noch hinzukommen, oder mächtiger wirken. Dieser sucht aus dem Schiffbruch' eines unglücklichen Lebens auf diesen Felsen der Ruhe sich zu retten. Jener glaubt hinter den Mauern des Klosters und der Einsiedeleien eine Schutzwehr gegen fremde Ungerechtigkeiten, oder gegen den Sturm der eigenen Leidenschaften, zu finden. Ein Anderer hofft in den strengen Andachtsübungen die Gewissensschreie eines schuldbewußten Lebens zu beschwichtigen. Was aber auch der Beweggrund des Abschiedes von der Welt sein mag, — der Aufenthalt auf dieser einsamen Erdhöhe gibt den Bewohnern derselben bald eine auffallende Gleichförmigkeit in dem Aeufsern,

in den Sitten und Ideen. Friede herrscht auf ihrem Antlitze, Ruhe und Würde in ihrem Gange und Benehmen. Selten findet man bei ihnen Spuren jener Phantasiegluth der Einsiedler des Orients, die bald zu dem wildesten Eifer auflodert, bald in den Abgrund der finstersten Schwermuth versinkt. Vielmehr ist in der Regel sanfte Heiterkeit das Gepräge ihres Lebens, die Stimmung ihrer Seele. Und eben diese Gemüthsruhe, verschwistert mit der sorgfältigen Reinlichkeit, die bei ihnen herrscht, und dem thätigen Fleiße, den sie auf ihre Gärten, auf die Mauern und Hecken vor ihren Wohnungen und die Felstreppen ringsum verwenden, trägt wohl am meisten zu dem hohen Alter bei, das sie gewöhnlich erreichen. Auch ist es merkwürdig, daß diese Einsiedler alle ungefähr zu gleicher Zeit sich erneuen, und das Ansehen haben, als seien sie immer dieselben.

„Philosophen, Staatsmänner, Künstler, Reisende jeder Art, wandert auf den Montserrat! Jeder von euch wird in seinen Ideen Stoff finden, ihm seine Huldigung zu zollen. Die bei dem Studium der Leidenschaften der Menschen diese zu beklagen gelernt haben, werden hier eine sichere Schirmstätte gegen sie finden. Diejenigen, welche die Moral für unabhängig von der Religion halten, werden hier in der Religion das schönste Werk der Moral lieben lernen: eine Herberge für Arme und Schwache, durch stille Wohlthaten unterhalten; ein Kloster, das keine andere Einkünfte hat, als Almosen, und seine Einkünfte nur zu Almosen verwendet. Die mit der Staatsregierung oder Staatswirthschaft beschäftigt, die Völker nur wegen ihres Gewerbflusses, und die Länder wegen ihrer Cultur schätzen, finden hier blühende Gärten, geschmückte Wohnungen, glückliche Menschen, hier, wohin die Römer nicht gedrungen, und wohin gelangen zu können, noch Erstaunen erregt. Vor allen ihr, für die ich schreibe, Freunde der Kunst, feurige Verehrer der Natur, kommt hierher, um alle Arten malerischer Contraste und Harmonien zu betrachten! Jeder Winkel des Berges wird euch ein neues Gemälde darbieten, jeder Augenblick des Tages eine reizendere Wirkung entfalten. Wenn ihr aber von der ganzen Majestät des Ortes, von seiner ganzen Frische urtheilen

wollt; so wartet bis die scheidende Sonne den grofsen Schatten des Berges in dem Meere zeichnet, bis die Abendlüfte das Gewölk rascher zwischen den Felsen hindurch treiben: dann beginnt euren einsamen Gang. Fürchtet nicht die Abgründe des Berges! Haben gleich die Elemente überall Schluchten gehöhlt, so hat auch die Religion überall Stützen errichtet. Pfade, *Leitern* genannt, ähnlich der mystischen Leiter Jacob's, führen euch auf des Berges Gipfel, der sich in den Wolken verliert. Fürchtet nicht in diesen engen Pässen Räubern zu begegnen! das Verbrechen kommt nur mit Reue in diese Gegend. Nicht einmal ein giftiges Thier sieht man darin. Nur Vögel bewohnen sie, und leben in Gemeinschaft mit dem Menschen, weil der Mensch hier rein ist, wie in den ersten Tagen der Schöpfung, und sein Wohnplatz schön, wie Edens Garten. Wie oft hat uns die Nacht überrascht, wenn wir ohne Ziel im Dufte der Wolken, oder im Schatten der Schluchten umherirrten! Wir warteten dann bis der Mond die weissen Mauern irgend einer Einsiedelei erhellte, die am dunkelblauen Himmelsgewölbe und am graulichen Felsen versilbert sich zeigte. War die Nacht zu finster, so dienten uns die Klänge der fernen Glocke als Führer. Um zwei Uhr ertönten sie, ein Licht erschien zugleich, und der Einsiedler, dessen Pflichten wir kannten, schien auch unsere Lage zu kennen. Wir gelangten zu seiner Wohnung, naheten den Mauern seiner Capelle, bemerkten durch die Ritze der Fenster den Greis auf den Knien, und entfernten uns schweigend, um sein Gebet nicht zu stören. Es däuchte uns, als sei an seiner Thüre die Inschrift des Tempels zu Epidaurus geschrieben: *nur reinen Seelen ist der Eintritt in diesen Ort verstattet.**)

*) A. de Laborde, *Voyage pittoresque et historique de l'Espagne*, t. I. p. 18.

HAUPTANSICHT DES BERGES UND KLOSTERS MONTSERRAT.

„Die Menge der unersteiglichen Felsen deutet an, daß der Schöpfer einen Ort bilden wollte, der, den Sterblichen unzugänglich und furchtbar, von keinem menschlichen Fulse betreten würde. Aber die göttliche Macht und Vorsehung ordnete es so an, daß das Grausenerregende des Berges die sündhaften Herzen erweiche, und jeder Felsen zu einer unerstürmbaren Feste diene, wo solche, die der Erde entflohen, die Mächte der Hölle zu überwinden vermöchten.“

Florez, España sagr. XXVIII. 37.

Sobald man Martorell verläßt, stellt sich der Montserrat dem Auge dar. Ohne mit einem anderen Gebirge unmittelbar zusammen zu hängen, ragt er frei über die Ebene empor, bedeutsam und Ehrfurcht gebietend. Die zahllosen Spitzen seines Hauptes und die kahlen, dunkelgrauen Felsen seiner Seiten gewähren jedoch in dieser Entfernung keinen schönen oder großen Anblick. Selbst die dunkelgrüne Vegetation, die aus allen Spalten und Zwischenräumen der Riesenmassen hervordringt, gleicht aus der Ferne mehr schwärzlichen Streifen von aufgehäuften, totem Staube, als dem fröhlichen Anwuchse von Pflanzen und Bäumen. Und die Einsiedeleien, welche fromme Schwärmerei auf und zwischen die himmelhohen Klippen gebaut hat, schimmern, von der Sonne beleuchtet, wie Lichtpunkte herab, über welche erst die größere Annäherung dem zweifelnden Reisenden Aufschluß gibt.

Allmählig aber verwandelt sich der Schauplatz. In Colbaton, dem letzten Dorfe auf diesem Wege, das eine Viertelstunde von dem eigentlichen Fulse des Berges entfernt ist, bieten sich zwei Wege dar, um in das Kloster zu steigen. Der eine ist zum Fahren eingerichtet und gut unterhalten; der andere weit kürzer, aber nur für Reiter und Fußgänger geeignet. Dieser ist mannichfaltiger und anziehender. Mitten durch riesenhafte Felsklippen windet er sich in Schlangenlinien um den Berg hinan. In schauderhafter Tiefe erblickt man zu seinen Füßen die Ebene, rautenförmig bepflanzt mit Olivenbäumen, deren aschgraue Blätter gegen

das Smaragdgrün der Pinien, die auf den Anhöhen ihre kugeligen Kronen hoch emportragen, lieblich abstechen. In mannichfaltigen Krümmungen schlängelt sich der Llobregat, zögernd, als verlasse er ungern die schönen Gefilde, und verliert sich endlich im Meere, das wie eine bläuliche Linie am Horizonte Erd und Himmel scheidet. Bisweilen senkt sich der Pfad in eine Falte des Berges. Phantastisch gestaltete Felsblöcke beschränken den Gesichtskreis, und bilden einen dunkeln Rahmen um das Naturgemälde, das lieblichschön ist durch die anmuthigen Vorhügel und die lachenden Ufer des Flusses, romantisch durch die wunderlichen Felsgestalten, erhaben durch die Unermesslichkeit des Meeres. Je höher man kommt, desto seltsamer formen sich die Massen, desto schöner wird der Pflanzenwuchs. Blumen und Sträucher im holdesten Farbenglanze würzen die reine Bergluft mit erquickenden Wohlgerüchen.

Nachdem man ungefähr die Hälfte von dem Umfange des Berges zurückgelegt hat, wendet sich plötzlich der Weg um eine Ecke. Man verliert die Ebene aus dem Gesichte. Der Berg entfaltet eine ungeheuere Vertiefung, in welcher das Kloster, wie auf einem Balkon des Berges, ruhet. Diese Ansicht stellt das siebente Blatt dar. Sie ist von der Einsiedelei S. Michael, die nicht mehr bewohnt wird, genommen. Ergriffen, gefesselt von dem Zauber dieses Gemäldes fühlt der Wanderer seine Schritte unwillkürlich gehemmt. Das Kloster mit seinen Nebengebäuden an die schroffe Felsenwand gelehnt; seine einfache Bauart, die jähnen Staffeln, die, über wilde Klippen und durch dichtes Gesträuch sich schlängelnd, dahin führen; der gewaltige Halbkreis von Felskolossen, die senkrecht über dem Kloster emporstarren, und jeden Augenblick es zu zertrümmern drohen, die wunderlichen Kegel, die der Gipfel des Berges wie Fühlhörner nach dem Himmel streckt, und an welchen einige Einsiedeleien gleich Adlernestern schweben; die vollrankigen Gewächse und hängenden Gärten, welche die Bergwand festlich schmücken; das magische Farbenspiel der grauen Felsen, des dunkelgrünen Laubwerks, der röthlichen Gebäude, des hochblauen Himmelsgewölbes; die fernen Töne der Glocken des Klosters und ihr antwortender Nachhall von den Einsiede-

leien; die Gesänge jugendlicher Menschenstimmen, die sich üben, das Lob Gottes zu singen, begleitet von den Harmonien musikalischer Instrumente: alles dieses, in wunderbarem Zusammentreffen, erfüllt die Brust mit einem Strome von Gefühlen, welche, weil sie der Selbstschauung entrinnen, auch jeder Darstellung entfliehen.

Der Klostergarten

liegt östlich über dem Wege, auf dem man zu dem Kloster gelangt. Er ist ein langer und schmaler Raum, von welchem man eine herrliche Aussicht genießt, die bei klarem Himmel bis zu den balearischen Inseln reicht. Die Mönche pflegen einige Minuten vor und nach ihren geistlichen Verrichtungen in diesem Garten sich zu ergehen. Aber ihr eigentlicher Lustgarten ist der Berg selbst, und die Natur oder die Kunst möchte wohl keinen schöneren aufweisen können.

Dieses Blatt gibt zugleich einen Begriff von der schmalen Ebene, die der Absatz, worauf die Gebäude stehen, bildet, und rückt die erhabenen Felsenwände, die das Kloster und den Garten von der Bergseite einschließen, mit dem üppigen Laubwerk, das aus ihren Spalten hervorquillt, näher vor das Auge. Dem aufmerksamen und gefühlvollen Betrachter wird der unbeschreibliche Zauber, der über das Ganze ausgegossen ist, nicht entgehen.

Die Einsiedelei S. Trinidad

liegt am Fuß eines Abhanges in einem einsamen Walde von herrlich prangender Vegetation. Ihre Gebäude sind besser vertheilt und größer, als die benachbarten. Sie erinnern an die freundlichen Landhäuser in der Umgegend von Florenz.

Die Abbildung von dieser Einsiedelei ist den *Souvenirs pittoresques* des *Baclar d'Albe* entlehnt.

Die Einsiedelei der h. Anna

liegt ungefähr in der Mitte von allen Einsiedeleien, und zeichnet sich durch ihre Geräumigkeit und schöne Gartenanlagen aus. Rings umher prangen in kräftigem Wuchse die Korkeiche, die Cypresse und der Feigenbaum. Die Klausen dient zugleich den sämtlichen Einsiedlern zur Pfarrkirche, in welcher sie an bestimmten Tagen sich versammeln, beichten und von ihrem Seelsorger, dem Mönch der Einsiedelei S. Benito, das Abendmahl empfangen. Der Graf de Laborde schildert auf eine anziehende Weise, wie er eines Morgens die Einsiedelei besuchte, und der gemeinschaftlichen Andacht der Klausner beiwohnte.

„Wir reisten, erzählt er, in der Sonntagsfrühe um vier Uhr ab, um bei der Messe der Eremiten, die in der Einsiedelei der h. Anna gehalten wird, zugegen zu sein. Ein Klosterbruder rief uns ab, und leuchtete uns mit dem schwachen Lichte seiner Laterne. Auf einem rauhen und steilen Pfade stiegen wir hinan. Obgleich der Mond nicht schien, so konnte man doch bei dem sternhellen Himmel die ungeheueren Kugelmassen unterscheiden, die auf allen Seiten über unserm Haupte hingen, und vom Zwielflicht der Nacht noch vergrößert wurden. Nach der Ebene hin sah man nichts als ein unermessliches Nebelmeer, ringsum begrenzt von den Gipfeln der Anhöhen, hinter welchen die Morgendämmerung mit purpurnen und azurnen Farbentönen leise sich ankündete. In diesen außerordentlichen Gegenden nehmen die gewöhnlichsten Naturszenen einen großartigen Charakter an, wie einfache Worte in erhabenen Situationen gesprochen. Wir stiegen lange in diesen Felsenhöhlen, deren Anblick in der schauerlich stillen Dunkelheit um so bedeutsamer wurde. Der Mönch, an dieses Schauspiel gewöhnt, schritt ruhig vorwärts, indem er sich auf seinen Stock stützte, und über unser Erstaunen lächelte. Als wir in der Einsiedelei angelangt waren, traten wir in die Capelle, die nur von einem Lampenlicht erleuchtet wurde. Sie ist hinreichend groß, länglich und gewölbt, und mit zwölf Chorstühlen von schwarzem Holz versehen. Mehrere Einsiedler waren schon im Ge-

bet begriffen. Einer von ihnen läutete die Glocke, und wir sahen sie bis auf zwölf ankommen. Die andern waren abwesend oder krank. Sie beteten eine Zeitlang. Darauf wurden zwei Wachskerzen angezündet. Der Priester trat herein und begann die Messe, welche einer der Einsiedler bediente. Es war ein schönes Schauspiel, diese zehn langbärtigen Greise, in braune Röcke gekleidet, zu sehen, wie ihre ehrwürdige, einander ähnliche Gestalten an beiden Seiten des Saales niederknieten, gleich zwei Reihen Seliger vor dem Thron des Ewigen. Der Tag, der durch die farbigen Glasfenster zu schimmern anfang, wob seinen matten Schein in das Licht der Fackeln, und die Vögel draussen mischten ihre muntern Gesänge in das ernste Gelispel des Gebetes."

Die Einsiedelei S. Dimas.

Auf dem Felsen über dieser Klause stand in grauer Vorzeit eine befestigte Burg, worin Räuber von der Beute lebten, die sie in den benachbarten Thälern machten. Oft, wenn ihnen der Mundvorrath ausging, ließen sie Körbe in das Klostergebäude hinab, das gerade darunter steht, und forderten Wein und Speisen. Wurden diese verweigert, so stürzten sie Felsenstücke herab, und beschädigten Menschen und Gebäude. So hielten sie — der Schrecken der Umgegend — die Mönche in steter Furcht, bis diese einst, als die meisten Räuber auf Plünderung ausgezogen waren, durch große Versprechungen einen Haufen Miquelets gewannen und bewogen, die Burg zu ersteigen, der Zurückgebliebenen sich zu bemächtigen, und das Raubnest zu zerstören. Zum Andenken an die glückliche Zerstörung wurde eine Einsiedelei angelegt, und dem heiligen Dimas, einem der Schächer, die mit Jesu zugleich gekreuzigt wurden, geweiht.

Die Klause, rücksichtlich ihrer Lage vielleicht die schönste von allen, ruht auf einem fast unzugänglichen Felsen, am Saume eines schauerhaften Absturzes des Berges, dessen Fuß auf dieser Seite die Wellen des Llobregat bespülen. Schwindelnd bebt der Wanderer zurück, wenn

sein Blick in den grausenvollen Abgrund sich hinabsenkt; aber emporgerichtet schweift er entzückt in die unabsehbaren Gefilde hinaus, die nach Norden und gegen Süden sich hindehnen, und von der Kette der Pyrenäen und den Gebirgsgipfeln von Roussillon umschlossen werden.

An das ästhetische Interesse, das diese Einsiedelei gewährt, knüpft sie ein überwiegendes geschichtliches. Ignatius Loyola entschied sich hier vollends für das geistliche Leben und Wirken. Getheilt zwischen den Lockungen der Welt, die ihn noch fesselte, und dem geistlichen Rufe, den er in sich zu vernehmen glaubte, begegnete er dem Einsiedler dieses Ortes, einem Franzosen von Geburt, Namens *Chaconne*, und legte, von den herztreffenden Ermahnungen des Priesters in dieser Abgeschiedenheit von der Welt gerührt, demselben seine Hauptbeichte in der Capelle ab, die noch vorhanden ist. Wenn Chaconne's Vorstellungen dem geistlichen Entschlusse des Stifters des mächtigen Jesuitenordens zum Sieg verhalfen, — wie wunderbar ist der Gang der Weltgeschichte! Ein Tropfen schwoll zu einem Strome, der das Riesenrad der Staatsmaschine von Europa zu drehen vermochte.

Das Innere der Einsiedelei S. Dimas.

Puerto tranquilo, sosegado suelo,
Donde del mar del mundo el vagel roto
Huyendo el alboroto
Encuentra el alma celestial consuelo.

Josef Iglesias de la Casa.

Das zehnte Blatt zeigt das Zimmer, worin der Einsiedler gewöhnlich sich aufhält, arbeitet, isst und die Fremden empfängt. Im Hintergrunde sieht man seine Bücher und den Betplatz. De Laborde war Augenzeuge der harmlosen Scene, welche im Vorgrunde dargestellt ist. Der Einsiedler faß in heiterer Gemüthlichkeit am Tische bei dem Fenster, und lockte pfeifend die Vögel herbei. Sie kamen, verzehrten aus seiner Hand Obstkerne und Brodstückchen, und ließen sich durch die Anwesenheit der

Fremden keineswegs stören, als bürge ihnen für deren Verhalten die Gegenwart des Klausners. Schon seit undenklichen Zeiten wird jene Gastfreundschaft mit dieser Zutraulichkeit belohnt. Der Herzog von Epernon, der vor beinah zwei Jahrhunderten eine Pilgerfahrt auf den Montserrat machte, gedenkt einer ähnlichen Scene. *) Vorzüglich im Frühling, wenn sie Junge haben, fliegen sie in Menge herbei. Kaum können die Kleinen die Flügel bewegen, so nehmen die sorgsam Aeltern sie mit sich, zeigen ihnen, wo sie in Zukunft ihre Nahrung finden können, und hinterlassen ihnen endlich die Wohlthätigkeit des einsiedlerischen Pflegevaters zum Erbtheil.

Dieses harmlose Anschmiegen der Vögel an den Menschen ist um so rührender, da es nicht durch ein mühsames Zahmmachen erkünstelt ist, sondern auf jenes friedliche Zusammenleben aller Geschöpfe der Erde hindeutet, wie man es in den alten Bildern zur biblischen Schöpfungsgeschichte gewöhnlich dargestellt findet. Kein feindseliges Thier verfolgt oder schreckt die munteren Sänger in dieser stillen Abgeschlossenheit, und der Mensch ist ihnen ein natürlicher Wohlthäter, in welchem noch der leise Naturlaut vernehmbar ist, der ein fühlendes Wesen zu dem andern hinlockt, und dem Ruf der Liebe mit Liebe antwortet.

Ein Reisender brachte einst einen Miston in dieses harmonische Leben des Einsiedlers mit den Vögeln. Er schloß, während ein Vogel nach einem Pinienkern in seiner Hand pickte, diese plötzlich. Das Geschrei, das darauf der Gefangene erhob, indem er sich loszuwinden strebte, schreckte die übrigen Vögel so sehr, daß sie in vierzehn Tagen bei dem Einsiedler sich nicht sehen ließen. Erst, nachdem sie ihn lange Zeit allein bemerkt hatten, kamen sie wieder herbei. Wer mochte den freundlichen Thierchen die glückliche Sorglosigkeit, dem Menschen die

*) Ce que nous trouvâmes de plus étrange, ce fut de voir des oyseaux de toutes sortes, mesmes de ces especes d'animaux qui sont parmy nous des plus farouches, vivre si prîvément avec ces bonnes gens, qu'ils ne faisoient pas de difficulté d'aller becqueter dans leur bouche; de se laisser toucher de leurs mains; vivant avec eux dans la mesme securité que font parmy nous ceux, que nous avons apprivoisés avec plus de soin. *Hist. de la vie du duc d'Epernon p. Girard. II. 529.*

Freuden des Wohlthuns, dem Einsiedler den Trost der Gesellschaft rauben?

Die Einsiedelei S. Onofre.

Die Einsiedeleien S. Onofre und S. Juan, die ein gemeinschaftliches Dach haben, hängen gleich Vogelbauern an einer langen, schroffen, fast senkrechten Bergwand. Sie sind in eine Felsenspalte so gebaut, daß ihre Hauptwände und zum Theil das Dach von der Natur selbst gebildet sind, und nur die vordere Seite, die den länglichen Felsenrifs verschließt, ganz gemauert ist. Auf sechzig hohen und beschwerlichen Stufen steigt man hinan, und gelangt dann auf einer hölzernen Brücke, die über einen fürchterlichen Abgrund von einem Felsen zum andern führt, in die Klausen S. Onofre. Sie ist, so beschränkt sie von außen erscheint, im Innern geräumig, und gewährt mannichfaltige Annehmlichkeiten: eine offene Vorlaube, ein Zimmer, eine Capelle, eine Küche, die Mittagssonne, Blumen, die Wipfel der Bäume dicht unter den Fenstern, eine herrliche Aussicht, zwar nur nach Süden, aber unendlich weit auf das Land und das Meer, in die Königreiche Valencia und Murcia, und, bei heiterer Luft, auf die balearischen Inseln.

Neben dieser Einsiedelei, unter demselben Dache, ist S. Juan. Ein spanischer lebensmüder Graf soll diese Klausen angelegt und die Erlaubnis erhalten haben, mit dem Einsiedler in S. Onofre gemeinschaftlich zu leben. Späterhin wurde die Verbindungsthüre zugemauert, und beide Bewohner, die aus ihren Fenstern sich sprechen können, brauchen nun eine Stunde Weges, wenn sie einander besuchen wollen.

Die Gärten dieser Einsiedeleien liegen auf tiefer unten befindlichen Terrassen.

Die Tropfsteinhöhlen des Montserrat.

Kein Reisender hatte vor de Laborde die schönen Tropfhöhlen besucht, die der Montserrat in seinem Schoofse birgt. Nur de Zamora und

einige Mönche des Klosters, von dem Verlangen geleitet, alle Arten der Schönheiten des Berges und auch seine unterirdische Welt kennen zu lernen, hatten die mühsame und gefährliche Reise unternommen. Die Unglücksfälle, von welchen einige Neugierige getroffen worden waren, hatten Andern alle Lust geraubt, und den Befehl an den Alcalde von Colbaton bewirkt, keinem Reisenden zu erlauben, ohne Begleitung von Männern, welche der Wege und Mittel vollkommen kundig wären, in diese Schlünde hinabzusteigen.

Von zehn Einwohnern des Dorfes Colbaton begleitet, trat de Laborde den Weg an, um gleichsam in die Eingeweide des Berges zu dringen. Der Eingang in die Grotte liegt dem Dorfe gerade gegenüber, nur ungefähr einen Canonenschuß von demselben entfernt. Dennoch braucht man zwei Stunden, um dahin zu gelangen, weil der Fußpfad sehr steil ist, und in weiten Umwegen sich emporwindet. Drei Viertel Stunden von der Grotte, am Ende der Weinberge, hört er sogar auf gebahnt zu sein. Mit außerordentlicher Anstrengung und großer Gefahr muß man nun über den Rand des Berges sich hinarbeiten, indem man vorsichtig am Gesträuche sich hält, um nicht in die Abgründe, die man stets zur Linken hat, zu stürzen. Die Landleute, welche durch die Art ihrer Fußbedeckung mehr Kraft und Behendigkeit in den Füßen haben, und durch den Anbau der steilen Weinberge im Klettern geübt sind, besitzen die Geschicklichkeit, über den herabrollenden Steinen und losgerissenen Wurzeln sich zu behaupten und fortzugleiten. Ohne ihre Hülfe würde dieß einem Fremden unmöglich sein. Der Eingang zu der Höhle ist ein kleiner Saal, von welchem verschiedene Gänge auslaufen, die aus einer porösen Steinmasse, derjenigen ähnlich, woraus die Lagen der Zwischenfelsen des Berges bestehen, gebildet sind. Nur ein einziger Gang führt in das Innere. Mit Fackeln steigt man durch eine Oeffnung, dem Haupteingange gegenüber, ungefähr hundert Fuß hinab, und gelangt auf einen runden Platz. Mannichfaltig und wunderlich gestaltete, poröse Felsen, und Krystallisationen, wie Weintrauben geformt, ergötzen hier das Auge. Nun kann man nicht anders weiter, als indem man sich an

Seilen hinabläßt, und mühsam zwischen zwei eng zusammenstehenden Felsen hingeleitet, bis man durch eine breite und tiefe Spalte auf einen alten, halb verfaulten Baum tritt, der seit Zamora's Reise sich hier befindet. So kommt man in einen dritten Saal, dessen Wände von einer Art gelblichem Krystall sind; endlich in einen vierten, der, soweit man es beurtheilen kann, senkrecht unter dem Eingange in die Höhle ist.

Dieser Saal ist auf dem elften Blatt abgebildet. Die Decke dieses, wie die des daran stossenden Saales scheint von Säulen, welche ungeheuren Thierknochen gleichen, unterstützt. Der bleiche Schimmer der Fackeln in diesen unterirdischen Gemächern, die Todtenstille, die darin herrscht, die vielen Säulen von regelloser und abentheuerlicher Form versetzen den Wanderer in eine wunderbare Stimmung. Ein Geräusch, das aus einem noch entfernteren Orte herzurühren schien, brachte de Laborde auf die Vermuthung, daß derselbe von grossen Vögeln bewohnt sei. Er forschte weiter. Der ganze Fußboden war von ihren Excrementen bedeckt, und ein widerlicher Geruch verbreitet; aber nirgend zeigte sich ein lebendiges Wesen.

Uebrigens haben die Steine dieser Höhle nichts Eigenthümliches. Sie gleichen den Tropfsteinen, wie man sie in Kalkgebirgen häufig findet. Ihr Inneres ist krystallisirt, und die Rinde gleicht der Schale einer eingemachten Citrone.

Die Einsiedelei S. Benito.

Der nächste Weg dahin geht von dem Bezirk des Klosters aus, ist aber äusserst beschwerlich. Er heisst *die Leiter* (*escala*), und ist wirklich eine steile, fast senkrechte Treppe, deren unregelmässige Stufen bisweilen drei Fuß hoch sind. An den Seiten sind hin und wieder Ruhsitze und Handstützen angebracht. Montagut, ein Mönch des Klosters Montserrat, der die Geschichte desselben geschrieben hat, erzählt, daß der große Condé, während seines Aufenthaltes in Catalonien, in Stiefeln

hinaufgestiegen sei. In dem Grade dieser Weg mühsamer ist, als der andere, ist er auch belohnender. Nach wenigen Minuten sieht man sich in eine ganz andere Region versetzt, und die An- und Aussichten sind um so überraschender, je schneller sie einander folgen.

Die Einsiedelei des h. Benedict ist die Wohnung des Vicars und Vorstehers der Einsiedler, liegt mitten unter ihren Wohnungen, und beherrscht die rechte Seite des Berges. An der kahlen Seite des äußersten Kegels hängt die Klausur des h. Jacobs, deren äußere Mauer senkrecht auf die schiefe Felsenwand sich stützt. Die erhabene Gruppe, welche die vier, wie Säulen des Himmels, aufrecht stehenden Felsen bilden, gewährt aus dem Garten der Einsiedelei S. Benito ein stets unterhaltendes Schauspiel. Unaufhörlich verändert sich der Anblick, theils durch den Stand der Sonne, die bald einige Theile der Felsen bestrahlt, bald auf andere Theile große Schatten wirft, theils durch den Zug der Wolken, die, zwischen den Gipfeln der Riesenmassen hindurch schwimmend, in seltsame Formen abwechselnd sich zusammendrängen und ausdehnen. In ungeheurer Tiefe liegen die Länder der Menschen, wie eine aufgerollte, unermessliche Landkarte. Die Städte erscheinen wie Punkte, die Flüsse wie Wasserfäden, die Gebirge wie eine in Duft zerrinnende Wolkenkette, das Meer wie eine kaum bemerkbare Linie am Himmel. Still und geräuschlos ruhet, von dieser Höhe betrachtet, die Tiefe, und doch ist eigentlich nur dort unten Sturm und Unruhe, Ruhe und Frieden hier oben, auf diesem Mittelorte zwischen Erd' und Himmel, wo der Mensch, dem Geräusche der Welt und ihren Leidenschaften enthoben, anders empfindet und anders denkt, sein Ziel höher, sein Sieg leichter ist.

NORIAS IN CATALONIEN.

Von der Höhe des Montserrat steigen wir südöstlich hinab in die Niederungen von Mataro. Diese bestehen aus lauter Gärten, oder vielmehr Gartenbeeten von ungefähr vier Fuß Breite. Ihr Boden, ihre Lage

nach Südwest und die mannichfaltigen Kräuter und Fruchtbäume, womit sie bepflanzt sind, verlangen häufige Bewässerung. So zahlreich auch die Gießbäche sind, welche die ganze Küste durchschneiden, so sind diese doch ausser der Regenzeit fast immer trocken, zumal da sie nur einen kleinen Raum von den Bergen bis zum Meer zu durchlaufen haben. Die Industrie hat deßwegen durch häufige Anlegung von Norias, welche wahrscheinlich die Mauren aus Aegypten nach Spanien brachten, die Bedürfnisse auf eine sinnreiche Art befriedigt.

Die Einrichtung dieser Wässerungsmaschine ist in den verschiedenen Gegenden von Catalonien und Valencia im Ganzen dieselbe, und weicht nur in einzelnen Theilen ab. Ein Pferd, das mit zwei Seilen, die von seinem Halsbande auslaufen, an den großen Hebel befestigt ist, setzt gewöhnlich die Maschine in Bewegung. Den Gang des Thieres leitet eine Stange, die wagerecht über ihm an derselben Axe angebracht ist. So oft das Pferd, der Anstrengung müde, still steht, gibt ihm diese Stange mittelst eines Seiles, das ihm zum Zaume dient, einen starken Ruck, und das Pferd, getäuscht durch diese Bewegung, beginnt den Gang von neuem. Dieses eben so einfache, als sinnreiche Mittel überhebt den Landmann der Aufsicht, welche an andern Orten gewöhnlich den Kindern anvertraut ist. Die Wasserschaufeln sind von gebrannter Erde. Wiewohl jede nur 125 Cubikzoll Wasser enthält, so sind doch, bei dem schnellen Umschwung des Rades, fünf Schaufeln, die zu gleicher Zeit sich ergießen, hinreichend, einen starken Abfluß hervorzubringen. Jeden Morgen liefert die Noria das Wasser für die Bedürfnisse des Tages. Die Weiber waschen ihr Weißzeug auf einer nach der Cisterne abhängigen Steinplatte, und das übrige Wasser wird sorgfältig auf alle Theile des Ackerlandes vertheilt.

Für große Ländereien ist diese Maschine nicht anwendbar. Aber überall, wo ein kleines Ackerfeld die Hütte eines Landmannes umgibt, ist sie sehr empfehlenswerth. In einem heißen Klima und bei einem sandigen Boden sind ungefähr zwei Morgen Land mit einer Noria hinreichend, eine zahlreiche Familie zu ernähren, und dem Eigenthümer noch einen bedeutenden Ueberschuß zu gewähren.

Das dreizehnte Blatt enthält die Construction dieser Maschine nach einer Zeichnung von Jaubert de Passa, und zugleich ein anmuthiges Gemälde einer ländlichen Hütte mit einer Noria, von Bacler d'Albe entworfen.

EINE GRABLAMPE.

Diese Lampe wurde in einem der alten Gräber gefunden, welche in der Nähe von Mataro entdeckt worden sind. Der Handgriff derselben ist umgebogen, und hat eine Oeffnung, um die Lichtschere (*emunctorium*), die gewöhnlich an einem Kettchen befestigt war, aufzuhängen. Eine andere Oeffnung neben der Sphinx diente dazu, mittelst des Infundibulums das Oel in die Lampe zu gießen. Diese Lampe ist besonders merkwürdig wegen des Gegenstandes, der darauf abgebildet ist. Jenes furchtbare Ungeheuer, das die erzürnte Juno den Thebanern zum Verderben gesendet hatte, die Sphinx, legt dem Oedipus das bekannte Räthsel vor. *) Vor ihren Füßen liegen zerstreut die Gebeine der Unglücklichen, die sie erwürgt hat. Oedipus ist mit der einfachen Chlamys bekleidet, und hält in der Rechten eine Lanze. Er löste bekanntlich das Räthsel, und befreite dadurch Theben von diesem Ungemach; denn die Sphinx stürzte sich alsbald aus Verzweiflung von dem Felsen herab. (*Bl.* 14.)

A M P U R I A S.

Jam seges est ubi Troja fuit.

Der Reichthum Iberiens an Silber lockte schon im fernsten Alterthume die Phönicier an die Küste der Halbinsel. Sie brachten dem gewerblosen Lande tyrische Waaren, wahrscheinlich Gewebe, und tausch-

*) Was ist das für ein Thier, das am Morgen auf vier, des Mittags auf zwei und des Abends auf drei Füßen geht? Es ist der Mensch, der als Kind auf Händen und Füßen kriecht, als Mann auf zwei Füßen geht, und als Greis den stützenden Stab zu Hülfe nimmt.

ten dafür Silber ein. Dieser Verkehr veranlafste bald mehrere phönicische Niederlassungen, vorzüglich an der südwestlichen Küste des heutigen Andalusiens, vom Guadalquivir bis gegen Granada hin, wo allmählig ein Verein von phönicischen Handelsplätzen, dessen Mittelpunkt Cadix gewesen zu seyn scheint, sich bildete. *) Die wiederholten Fahrten der Phönicier nach jenen Gegenden konnten den Griechen nicht verborgen bleiben, wenn gleich deren Schifffahrt damals im Ganzen noch in der Kindheit war. Den Rhodiern insbesondere, die, frühzeitig an die Wellen gewöhnt, bald als treffliche Seefahrer sich hervorthaten, konnte der iberische Handel nicht entgehen. Durch phönicischen Cultus jenen Meistern des Meeres näher verwandt, und geweckt durch den häufigen Verkehr mit denselben, verfolgten diese Griechen die dunkle Spur der Phönicier, ruderten von Ufer zu Ufer, und erblickten, sobald sie das Vorgebirg der Pyrenäen umschifft hatten, das Geheimniß der Phönicier, das reiche Iberien, vor ihren Augen. Sie gründeten eine Colonie in dem heutigen Meerbusen von Roses, und nannten sie nach dem Mutterlande *Rhodes*. **) Die reiche Ausbeute dieser Fahrten reizte wahrscheinlich die Aufmerksamkeit und Unternehmungslust der andern griechischen Stämme, und so wagten sich die Phocäer, gedrängt in ihrem Vaterlande, auf ihren Funzigrudern zuerst in jene Gegenden. ***) Sie gründeten Massilia (das heutige Marseille) um d. J. 600 v. Chr. Geb. Das fröhliche Gedeihen dieser Pflanzstadt ermuthigte zur Anlegung neuer Colonien, und die phocäischen Schiffe umsegelten nach dem Beispiel der Rhodier das Vorgebirg der Pyrenäen. Sie landeten an dem Meerbusen von Roses vor der Hauptstadt der Indigeten. Die Erscheinung dieser Fremdlinge erregte anfänglich einige Besorgnisse bei den Eingebornen des Landes. Allein die friedlichen Gesinnungen und einige Geschenke der Seefahrer hoben alle Bedenklichkeiten. Man erlaubte ihnen auf einem Felsen im Meer,

*) Bochart, *Phaleg* l. III. c. 7. — Campomanes, *Antigüedad de la Republ. de Cartago*. p. 27.

*) Nach Strabo's (l. 14) Bericht: lange Zeit vor der Einführung der Olympiaden. Masdeu (t. III. p. 79) setzt die Niederlassung in die Blüthezeit der Rhodier, um d. J. 900 vor Chr. Geb.

***) Herodot, *Clio* 163.

im Angesichte der indigetischen Stadt, sich niederzulassen (um 545 vor Chr. Geb.), und nannte die neue Colonie *Emporium* (Εμποριον, Markt). Dafs man bei dieser Niederlassung hauptsächlich den Handel im Auge hatte, deutet schon der Name derselben an. Die unruhigen Griechen suchten bald weiter um sich zu greifen, wurden aber von den kriegerischen Urbewohnern kräftig in die Schranken zurückgewiesen. Es erfolgten langwierige und blutige Kriege, die endlich durch einen merkwürdigen Vergleich endigten, wonach die Indigeten einen Theil ihrer Stadt den Phocäern unter der ausdrücklichen Bedingung überliefsen, dafs eine Mauer die fremden Ankömmlinge von den alten Einwohnern trennen sollte.*) Der den Griechen zugetheilte Bezirk dehnte sich längs der Küste hin, und umfasste vierhundert Schritte im Umkreise. Den übrigen Theil der Stadt von ungefähr dreitausend Schritten im Umfange bewohnen die Indigeten. „Wer die Griechen damals gesehen hätte, sagt Livius (XXXIV. 9.), wie sie auf der einen Seite dem offenen Meer, auf der andern den Spaniern, diesem wilden und kriegerischen Volk, ausgesetzt waren, der würde voll Verwunderung nicht haben begreifen können, wie sie sich zu schützen vermochten. Der Schutzengel ihrer Schwäche war die Zucht, welche unter Stärkern in der Furcht den besten Schutz findet. Der nach der Landseite gelegene Theil der Mauer war vortrefflich befestigt, und hatte nach dieser Gegend nur *ein* Thor, dessen steter Aufseher, immer jemand von der Obrigkeit war. Des Nachts wachte der dritte Theil der Bürger auf der Mauer, und sie hielten die Wache und Runde nicht blos des Gebrauches oder des Gesetzes wegen, sondern mit einer Sorgfalt, als stände der Feind vor den Thoren. Sie liefsen keine Spanier in die Stadt. Sie selbst gingen nicht verwegen hinaus. Nach dem Meere zu stand der Ausgang allen offen. Aus dem nach der spanischen Stadt führenden Thore gingen sie nie anders als zahlreich, etwa jener dritte Theil der Bürger, der in der letzten Nacht die Wache auf der Mauer gehabt hatte. Was sie hinauszugehen bewog, war Folgendes. Die des Meeres unkundigen Spanier hatten gern Verkehr mit ihnen, und

*) Strabo nennt darum die Stadt διπολις.

wünschten die ausländischen Erzeugnisse, die zu Schiff eingeführt wurden, zu kaufen, und die Früchte ihrer Ländereien auszuführen. Der Wunsch eines gegenseitigen Vertriebes öffnete die spanische Stadt den Griechen.»

Jener Felsen worauf die Griechen zuerst sich angesiedelt hatten, erhielt den Namen *Palaeopolis* (παλαιὰ πόλις, *alte Stadt*). Der grofse Wasserbehälter zwischen demselben und der neuen Stadt Emporium diente zum Hafen, und wurde durch einen Damm geschützt, der auf einer östlich liegenden Felsenbank des Hafens ruhte. Hinter diesem Walle fanden die Schiffe eine höchst bequeme und sichere Schirmstätte. Ein grofses Arsenal für die Bedürfnisse der Schifffahrt und des Handels ward am Hafen erbaut, und ein Leuchthurm stieg auf der Insel herrlich empor. Alles zielte auf Beförderung, Erweiterung und Beschützung des Seehandels. Neue Ankömmlinge, die der ergiebige iberische Handel aus dem Mutterlande herbeilockte, vermehrten täglich die Bevölkerung, und ein Raum von vierhundert Schritten war bald der griechischen Thätigkeit und Ruhmliebe zu eng. Die Kühnheit der Seefahrer wuchs mit ihrem Glück und ihrer Bekanntschaft mit dem Meere. Das Gefühl ihrer erhöhten Macht flöfste den Emporiten Lust und Muth ein, des wichtigen Rhodes sich zu bemächtigen. Die Stadt ward unterworfen, und Emporium seitdem der vorzüglichste Stapelplatz der Halbinsel. Phocäische Schiffe segelten nun längs der Küste von Catalonien und Valencia, und gründeten in der Gegend des Flusses Xucar drei neue Colonien, von welchen Dianium (jetz Denia) die vorzüglichste war. Emporium wurde, wie es scheint, der Mittelpunkt aller griechischen Colonien an der Küste von Catalonien und Valencia.

Als späterhin Carthago seine Seemacht erweiterte, und seine Niederlassungen auf der Halbinsel vervielfältigte, war ein Zusammenstossen der Carthager mit den griechischen Colonien unvermeidlich. Die iberischen Phocäer waren natürliche Bundesgenossen der massilischen, und folgten einem ganz anderen Interesse als die Carthager und deren Stammesverwandte, die phönicischen Pflanzstädte. Es entspann sich zwischen beiden ein Seekrieg, dessen Resultat nach aller Wahrscheinlichkeit den Griechen nicht ungünstig war. Sie behaupteten die Freiheit ihres Handels und ihrer

Schiffahrt, und blühten dadurch länger als Carthago selbst, das sein Handelsglück unweise der Eroberungssucht aufopferte.

Während indessen die Verbindung Emporiums mit dem Mutterlande immer lockerer wurde, dauerte sein Verhältniß zu den Iberiern unverletzt fort. Die Römer fanden es noch bestehend, als sie in dem großen Kampfe mit Carthago im Hafen von Emporium zum ersten Mal landeten, und unter Scipio's Anführung zum ersten Mal den spanischen Boden betraten. So hielt politische Furcht zwei Völker, die, auf einen schmalen Felsen zusammengedrängt, in vielfacher Berührung und täglichem Handelsverkehr lebten, mehrere Jahrhunderte lang in weiter Entfernung und strenger Abgeschiedenheit von einander. Cato liefs die Municipalgesetze der griechischen Pflanzstadt unangetastet, und diese Klugheit erwarb ihm den Beistand der Emporiten gegen die benachbarten Völker, die nicht lange nachher in einer Schlacht unter den Mauern von Emporium der römischen Kriegskunst unterlagen. Rom's Freundschaft mit seinen Waffengefährten dauerte aber nur so lange, bis der gemeinschaftliche Feind überwunden war; dann traf gewöhnlich auch den Freund das Los des Ueberwundenen. Bald seufzten die Griechen wie die Spanier, die Bundesgenossen wie die Feinde unter den Erpressungen der Sieger. Jedoch wurde Emporium mitten in den Verheerungen des Krieges geschont. Die römischen Flotten, die von dem Ufer der Tiber nach dem neu erworbenen Iberien schifften, erkannten bald die Wichtigkeit des Hafens, und freuten sich des sichern und bequemen Zufluchtsortes. Emporium wurde fortan Stapelplatz des römischen Handels nach dem Innern der Halbinsel, und Ruhepunkt der römischen Flotten, die unter dem Pharus von Paläopolis einige Tage auszuruhen pflegten, ehe sie längs den Küsten von Spanien und Gallien ihrem Ziel entgegensegelten. Die römischen Jahrbücher nennen oft seinen Namen. Rom's große Männer, die beiden Scipio, Cato, Marcellus, Sylla, Pompejus und Sertorius hielten sich in Emporium auf. Römische Legionen kämpften unter seinen Mauern, oder tummelten sich in muntern Kriegsübungen in der Ebene von Ampurdan. Cäsar besuchte es mehreremal, und seinem Scharfblick war mitten im Kriegsgewühl die

Bedeutsamkeit dieses Ortes nicht entgangen. Er mochte indessen einem Volk nicht trauen, das nach eigenen uralten Gesetzen sich selbst regierte, und die ausgedehnten Vorthelle einer Land- und Seestadt auf einem schmalen Felsen concentrirte. Er gründete deshalb, sobald er die Söhne des Pompejus überwunden hatte, auf der Landseite von Emporium eine dritte Stadt, die sich an die indigetische anlehnte, und alle Rechte einer römischen Colonie erhielt. Zur Zeit des Livius waren alle in einen Körper verschmolzen, nachdem zuerst die Spanier, zuletzt auch die Griechen das römische Bürgerrecht erlangt hatten.

Die Geschichte gedenkt seitdem der Stadt nur, um ihr Unglück zu erzählen. Bei der allgemeinen Ueberschwemmung Spaniens von den Horden der nordischen Völker traf sie das Schicksal so vieler Städte der Halbinsel, — sie ward erobert und verwüstet. Ihre gewaltigen Mauern stürzten zusammen, ihre Palläste sanken in Trümmer, ihr Hafen, dem die ausbessernde Menschenhand fehlte, wurde das Spiel der Meereswellen. Kaum hatten jedoch die Barbaren die Ebene von Ampurdan verlassen, so baute die emsige Thätigkeit der zurückgekehrten Flüchtlinge neue Hütten auf, und frische Handelsversuche belebten den Hafen. Allein wiederholte Stürme zerstörten bald die junge Blüthe der Industrie. Der Einfall der Westgothen in Spanien stürzte Ampurias vollends nieder. Einige Einwohner hatten das Unglück ihres Vaterlandes überlebt, und irrten, vom Zauber des heimathlichen Bodens gefesselt, an den Ufern der Fluvia lange umher, entblößt, arm und hülflos, obgleich Erben von drei Städten. Endlich erlaubte ihnen der Abzug der Sieger die Rückkehr an den väterlichen Heerd. Auf den Trümmern der alten Stadt ward eine neue gebaut. Die einst aus politischer Eifersucht durch eine steinerne Scheidewand mitten durch die Stadt von ihren Mitbürgern sich getrennt hatten, reichten sich nun, von der herben Noth zur Einigkeit geleitet, einander die Hände zur Einführung einer gemeinschaftlichen Verfassung. Sie bildeten fortan *ein* Volk, das nach einem Gemische von celtiberischen, griechischen und römischen Gesetzen, zu welchen der Einfluß von Spaniens neuen Beherrschern noch westgothische hinzufügte, regiert wurde.

Aber die alte Macht war dahin, der alte Glanz erloschen, der Handel ein ärmlicher Waarentausch auf ihren beschränkten Küstenfahrten. Dafs die Stadt, nach der Einführung des Christenthums, zum Sitz eines Bischofes erhoben wurde, zeigte nur, wie man sie selbst in den Trümmern ihrer vormaligen Herrlichkeit noch ehrte. Ihr Bischof befand sich auf der Kirchenversammlung in Tarragona i. J. 516 und sein Name steht unter den zehn Bischöfen, welche die Beschlüsse des Conciliums unterzeichnet haben, dem von Tarragona am nächsten. Allein der Hirtenstab war ein schwacher Anker ihres Seehandels, und reiche Klöster an der Stelle eines Arsensals vermochten nicht den todten Hafen wieder zu beleben. Dennoch rastete nicht der rege Sinn der Küstenbewohner, als weckte der grofse Anblick des Weltmeers ihren Unternehmungsgeist, die ewige Unruhe der Wellen ihre Thätigkeit. Kaum athmeten indessen der Handel und die Betriebsamkeit der Ampurier, durch die Privilegien, welche ihnen die westgothischen Könige bewilligten, begünstigt, wieder einigermafsen auf, so brachen die verheerenden Schwärme der Araber ein, und zerstörten alle Burgen und Städte, von welchen die Pässe der Pyrenäen geschützt wurden. Gerade die festesten Plätze erfuhren die härtesten Drangsale. Die unglücklichen Einwohner von Ampurias wurden niedergemacht, oder aus ihrer Heimath verwiesen, seine Befestigungen geschleift, seine Gebäude niedergerissen. Verödete Ruinen trauerten auf der verhängnifsvollen Anhöhe. Die Umgegend glich einer verlassenen Wüste.

Aber der alte griechische Hafen bot zu viele Vortheile dar, als dafs ein Regent, wie Carl d. G., ihn hätte übersehen können. Ampurias wurde zu einer Grafschaft erhoben, besonders begünstigt, und unter einen eigenen Grafen gestellt. Aus dem Schutte der alten Stadt erhob sich noch einmal eine neue, die schnell zu einiger Bedeutung emporwuchs. Die neue Hauptstadt der Grafschaft, welche abwechselnd mit Roussillon verbunden war, wurde von ihren Grafen täglich verschönert. Handel und Seewesen schienen noch einmal ihren alten Ruhm auffrischen zu wollen, als ein neuer Feind, das Volk der Normänner, die unglückliche Stadt heimsuchte. Ampurias unterlag. Was dem Feuer entrann, vertülgte

das Schwert. Die ganze Meeresküste wurde der Schauplatz der Verwüstung, gleichsam ein ödes Völkergrab. Der Graf von Ampurias verlegte, da die Stadt ihrer Lage wegen so leicht die Beute feindlicher Einfälle war, seinen Sitz nach Castillo de Ampurias, einige Stunden nördlich von der verlassenen Anhöhe. Wer der Verwüstung entkommen war, rettete sich in diesen geschützteren Zufluchtsort, der nun die Hauptstadt der Grafschaft wurde. Ampurias blieb lange in seinen Trümmern begraben.

Die Franzosen haben den traurigen Ruhm, die uralte Stadt der Phocäer zum letzten Mal erobert und zerstört zu haben. Als Philipp III., der Kühne, i. J. 1285 mit einem Heer über die Pyrenäen zog, um im catalonischen Blut die Schrecken der sicilianischen Vesper zu rächen, setzte ihm der Graf von Ampurias, Pons Hugo III., zuerst rühmlichen Widerstand entgegen. Allein bald siegte die französische Uebermacht. Das feindliche Heer drang bis vor Ampurias, und eroberte im Sturm dessen Feste. Neue Trümmer wurden auf die alten gehäuft, und die Einwohner, die dem Schwert entflohen waren, zerstreut. Seuchen, die im französischen Heer ausbrachen, nöthigten den König zum Rückzug. Philipp starb bald darauf in Perpignan.*)

Diefs ist das letzte Mal, daß Ampurias in der Geschichte erscheint. Seine Grafen überlebten nicht lange den Untergang der Stadt. Der letzte kommt in einer Urkunde vom Jahr 1314, worin er die Privilegien von Castillo bestätigt, vor.

So erhob sich, blühte und verschwand Ampurias. Sein Ursprung verliert sich im Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit der Halbinsel. Die erfreuliche, schnelle Entfaltung einer ungemeinen Betriebsamkeit und Thätigkeit, und der traurige Umschwung der Dinge durch wiederholte Schläge des Schicksals verleihen der Geschichte von Ampurias ein Interesse, das die Historie mancher großen Hauptstadt, die nur das Geräusch eines Schlummernden macht, nicht einzuflößen vermag. Gesucht von unternehmenden Seefahrern, und gepflegt von arbeitsamen Landbauern, blühte

*) *Relacion historica de la invasion del exercito y armada de Francia en Cataluña en 1285. Madrid 1793.*

die Stadt mehreremal empor. Aber der raubsüchtige Fremdling, von ihren Schätzen herbeigelockt, erntete, wo er nicht gesäet hatte, und vernichtete wiederholt die Schöpfungen fleissiger Hände. Blühende Bevölkerung und öde Menschenleere, Wohlstand und Armuth wechselten darum auf dieser Küstenhöhe schnell mit einander ab. Zwischen Land und Meer liegend, theilte Ampurias die Vortheile und Schrecknisse beider Elemente. Die ergiebigen Fruchtgefilde von Ampurdan, die blühenden Thäler und metallreichen Aeste der südwestlichen Pyrenäen spendeten ihm ihre Schätze, während die Wellen des Meeres reichbeladene Handelsschiffe ihm zuführten, und, als bewegliche Brücken, den Verkehr mit den Küsten des Mittelmeeres erleichterten. Aber diese Wellen schlugen auch, vom Sturm getrieben, zerstörend an seine Mauern, untergruben den gewaltigen Wehrdamm, und versandeten, ewig wiederkehrend, allmählig den Hafen. Die reizende Ebene von Ampurdan wurde der Tummelplatz kampflustiger Kriegerhorden, die mehreremal den Sitz der Reichtümer ausplünderten und verheerten. Sechs Invasionen,*) drei Empörungen,**) sechs Bürgerkriege***) und zahllose Gefechte haben ihre Spuren der Verwüstung hinterlassen. Die leise zerstörende Zeit hat nachgeholt, was menschliche Zerstörung geschont hatte, und nur wenige Ueberreste bezeichnen den Platz, worauf das alte Emporium stand.

Seine Lage ist keinem Zweifel unterworfen. Sie ist durch die beiden Flüsse Ter und Fluvia bestimmt, welche am Meerbusen von Roses die Anhöhe, worauf die iberisch-griechische Stadt lag, einschliessen. Im Angesichte dieser Anhöhe sieht man noch heute den Felsen, auf dem die Phocäer zuerst landeten, und so lange ihre Niederlage hatten. Er ist jetzt durch eine aus Sand gebildete Erdzunge, die der Ostwind im Laufe der Zeit an die Küstenfläche angeweht hat, mit dem festen Lande verbunden. Dem Werk der Natur, der Umschaffung der Insel in eine Halbinsel, hat die Hand des Menschen weise nachgeholfen, die angespülte

*) Carthager, Römer, Sueven und Vandalen, Gothen, Mauren, Franzosen unter Philipp dem Kühnen. **) Sertorius gegen Rom, gegen Trajan, Paul gegen Wamba. ***) Cäsar, die Söhne des Pompejus, unter den Gothen, gegen die Mauren, gegen die Inquisition 1292, Erbfolgekrieg.

Fläche durch Sandhügel geschützt, und in ein kleines Fruchtfeld verwandelt. Mauerblöcke, Ueberreste der alten Ringmauer, einige alte Bogen und Gewölbe, ein bedeckter Gang mit Schießscharten, ein Thor mit einem Mauerkranze: diess sind die heutigen Trümmer von Paläopolis und seiner nachherigen Befestigung. Eine neue Kirche, zum vierten Mal auf der Stelle der westgothischen, vielleicht auf den Tempel der Minerva gebaut, ragt wunderbar aus dieser alten Welt hervor. Einige arme Landleute fristen kümmerlich ihr Dasein, wo einst reiche Handelsvölker die Schätze Iberiens niederlegten.

Der Hafen von Ampurias ist gegenwärtig durch Anhäufung des Ufersandes und den Schlamm der Fluvia, den die Ostwinde zurücktreiben, zum Theil ausgefüllt und eben, so daß nun Heerden weiden, wo sonst Schiffe auf den Wellen sich wiegten. Der alte Damm, welcher, an die äusserste Spitze der Halbinsel sich anlehnend, von Süden nach Norden läuft, schützt den Hafen gegen die auf diesem Meere oft so gefährlichen Ostwinde. Er ruht auf einer Felsenbank, und scheint den Stürmen der See und der Zerstörungswuth der Menschen getrotzt zu haben, um unserer Zeit ein Bild von der Macht des Volkes aufzubewahren, das an diesem Gestade einst gelebt hat. Er besteht aus einer Masse von unregelmässigen Bruchsteinen, die durch Mörtel und Stücke von Backsteinen mit einander verbunden sind, und wird von einer Strebemauer von ungeheueren, gehauenen Steinen, deren einige bei funfzehn Fufs lang sind, zusammengehalten. Einen Theil des Dammes haben die Mönche, indem sie mit den Steinen desselben ihre Kirche herstellten, zerstört. Er hatte jedoch i. J. 1819 noch drei und siebenzig Meter Breite, und von dem Felsengrund an fünf Meter Höhe.

Die Stadt der Indigeten lag auf der Hochebene des Berges. Ihre Mauer ist zum Theil verschwunden; was übrig geblieben ist, gibt uns eine grofse Meinung von der Stärke und Festigkeit ihres Baues. Ihre grofsen Steine sind durch einen Mörtel verbunden, der dem Hammer widersteht. Von den vier Thoren nach den vier Weltgegenden ist nur noch das mittägliche vorhanden. Den Durchgang desselben verschliessen

Schutthaufen; aber sein regelmässiges Gewölbe ist noch so fest, daß es, von Gesträuchen und Weinranken, die seine Form bezeichnen, beschirmt, den Zerstörungen der Zeit noch lange trotzen wird. Die großen Arsenale aber, die berühmte Grenzmauer, der Palast des indigetischen Senats am Fusse der Ruinen, welche die Bergfläche krönen, — alles das ist in den Wogen der Zeit untergegangen. Auf der Stelle der alten griechischen Stadt steht jetzt das Serviten-Kloster *Nostra Dama de Gracia*, das erst i. J. 1690 auf dem Platze der Einsiedelei des h. Salvador und der Capelle von Nostra Dama, die schon 1381 vorhanden war, errichtet wurde. Das Kloster mit seinen langen Nebengebäuden, die Kirche, die geräumigen Gallerien, die Gärten nehmen einen beträchtlichen Raum ein.

Einsam trauern die Trümmer von dreizehn Jahrhunderten auf der Höhe von Ampurias. Verwitterte Mauerblöcke ruhen auf den ältern Ruinen, wie auf einem Fußgestell. Die ewig junge Natur umgrünt die uralten, zerfallenen Menschenwerke, und umschleiert sie freundlich mit wilden Weinreben und parasitischen Feigenbäumen. Das Grabscheit, der Pflug des Landmannes stößt häufig auf die Grundlage einer Mauer, oder die Thür zu einem geheimnißvollen Gewölbe. Antike Vasen, Lampen, Amphoren, Ziegelsteine, in unzähliger Menge aufgehäuft, und mit den Ueberresten alter Bauten vermischt, dienen dazu, die Weinberge armer Feldbauer zu umzäunen. Wo einst kriegerische Scharen sich rüsteten, reifen jetzt friedlich die Saaten, und der Weinstock spendet seine Gaben, wo sonst ein reges Menschengewühl sich drängte. Ein Blick von dieser Höhe hinab in die Ebene zeigt uns, daß die Natur noch immer schön ist im Lande der Indigeten. Dieselben Wässerungscanäle durchkreuzen die Fluren von Ampurdan. Oliven- und Obstbäume bilden hier und dort dichte Wälder, die mannichfaltigsten Getraidearten bedecken in Fülle den Boden, und der Segen der Ernte reift dem fleissigen Landmanne reichbelohnend entgegen. *)

*) *España sagr.* t. 42 p. 202 — 278. *Mémoires de la société royale des antiquaires de France.* t. V. p. 1 — 60.

MÜNZEN VON AMPURIAS.

„Der ist sehr fremd im alten Spanien,
„der die Stadt Emporias nicht kennt.“

Florez, Medallas t. II. p. 409.

Von den wenigen Denkmalen Emporiums, die den Zerstörungen der Zeit und der Menschen entgangen sind, und welche der Pflug des Landmanns noch jetzt bisweilen aus dem Schoofse des classischen Bodens herauswirft, sind jene eherne Urkunden der Geschichte, die Münzen, wohl die schätzbarsten. Sie sind unwiderlegbare Zeugen des Ursprungs der Emporiten, und machen uns mit dem Cultus derselben bekannt. Von jedem der drei Völker, welche diese Küstenhöhe einst bewohnt haben, von den Iberiern, Phocäern und Römern, sind uns Münzen mit den Schriftzügen ihrer Sprache übrig geblieben. Keine dieser Münzen reicht indessen in die vorgriechische Zeit, sie gehören alle der Periode an, in welcher der Verkehr und Umgang mit den Phocäern die griechische Bildung allgemein gemacht hatte, und wir finden defshalb iberische Schriftzüge neben bildlichen Darstellungen aus der Mythologie der Griechen auf mehreren dieser Münzen. Das vierzehnte Blatt stellt einige derselben vor.

1.) Haupt der Minerva mit einem Delphin in dem Helm; vor dem Angesichte die Buchstaben *D. D.*) (Ein Flügelpferd, über ihm eine Krone, unter ihm: *Empor.*

Emporium hatte, als Pflanzstadt der Griechen, mit diesen gemeinschaftliche Götter. Vorzüglich wurden Minerva und Diana bei den Emporiten verehrt, ohne daß das Andenken an Apollo und Herkules ausgeschlossen war. Die höchste Verehrung weihten sie der Minerva, deren Cultus mit den Phocäern nach Marseille und späterhin nach Emporium gewandert war. In Marseille hatte man, nach Strabo's Bericht, ein altes Bild dieser Göttin, wie das in Phocäa, dessen Pausanias (*Corinth. cap. 31*) gedenkt, indem er von dem alten Tempel der Pallas bei den Phocäern in Ionien spricht. Minerva hatte zwei verschiedene Charaktere. Sie war Beschützerin der Künste des Friedens und Göttin des Krieges. Als jene

trug sie einen einfachen Schmuck, als diese den Helm und die fürchterliche Aegis. Die Emporiten, ein Handelsvolk, das Minerven's Schutz im Krieg und ihre Gunst im Frieden bedurfte, mochten sie demnach in beiderlei Gestalt verehren und darstellen, und die mit dem Helm gerüstete Göttin ist darum hier, wie ihre antike Bildsäule in Marseille, mit einem Halsbande geschmückt. — Dafs der Delphin dem Neptun geweiht war, und oft als dessen Sinnbild angebracht wurde, ist bekannt. Emporium bedurfte ganz besonders der Huld des Seegottes, weil es am Meere lag, und diesem seine Blüthe verdankte. Durch den Delphin am Helm der Minerva konnten die Emporiten den Schutz beider Gottheiten ausdrücken wollen, da diese Verbindung der Pallas mit Neptun, nach Pausanias, auch anderwärts nicht selten war. Statt des Tridents, der oft den Meer-gott bezeichnete, setzten die Emporiten einen Delphin. Auch die Seestädte Cadix und Sagunt führten einen Delphin auf ihren Münzen. — Die Buchstaben *D. D.* bedeuten *Decreto Decurionum*. Wie die Beschlüsse des römischen Senats mit *S. C.* bezeichnet wurden, so die Befehle der Decurionen, der Senatoren in den Colonien und Municipien, mit *D. D.* Durch den Pegasus, den mehrere Städte zum Zeichen wählten, dafs sie dem Apollo und den Musen geweiht waren, wollten vermuthlich die Emporiten zugleich auf ihre Abstammung aus Phocis, dem ursprünglichen Sitze der jonischen Phocäer,*) anspielen. Dort lag der dem Apollo geweihte Parnafs in der Nähe des Helikon, dem der Pegasus mit dem Hufe die Hippokrene entslug. So wie Marseille auf seine Münzen den parnafsischen Löwen setzte, um seine Abkunft aus Phocis anzudeuten, so konnten die Emporiten, Zweige desselben Stammes, mit dem Pegasus ihren griechischen Ursprung bezeichnen. Denn die Sinnbilder der Berge Parnafs und Helikon waren miteinander verschwistert. — Beziehen wir den Kranz über dem Flügelpferd auf die Stadt, so würde er irgend einen Sieg derselben bezeichnen. Sonst könnte er auch den Lorbeerkranz Apollo's darstellen. — *Empor.*, oder, wie auf andern Münzen steht, *Emporit.* ist abgekürzt für *Emporitani*, oder nach griechischer

*) Pausanias, *Achaia* c. III.

Weise *Emporitanorum* (Εμποριτων). Die Lateiner nannten die Stadt *Emporiae*, wie *Empor.* auch ergänzt werden kann. Diese Mehrzahl wird dadurch erklärt, daß Emporium aus zwei Städten bestand. Noch jetzt wird der Pluralis *Ampurias* gebraucht.

2.) Haupt der Pallas, davor unbekannte Schrift.) (Der Pegasus, darunter unbekannte Schrift.

Diese Schriftzüge, verschieden von den afrikanischen und phönici-schen, sind Celtiberien eigenthümlich, und finden sich sonst nirgends. Um so zuversichtlicher dürfen wir auch diejenigen Münzen, auf welchen Emporium genannt wird, und das Pallashaupt so wie das Flügelpferd sich finden, dem spanischen Emporium beilegen. Obgleich alle Bemühungen bisher fruchtlos geblieben sind, die Bedeutung dieser Buchstaben, die sich außerdem auf den Münzen von Ilerda, Setabis, Sagunt, Osicerda und andern Orten finden, zu entziffern, so ist doch, bei der völligen Uebereinstimmung der Symbole, kein Zweifel, daß diese Münze unserm Emporium angehöre.

3.) Haupt der Diana mit der Stola bis über die Brust; Bogen und Köcher im Rücken. Vor dem Angesichte: *Empor.*) (Der Pegasus, darunter: *Munic.*

Die Sinnbilder des Bogens und Köchers bezeichnen die Göttin der Jagd. Die ephesische Diana wurde bei den Phocäern verehrt,*) und ihr Cultus ging in die phocäischen Pflanzstädte über. Strabo sagt ausdrücklich, da er von Marseille spricht: hier und in Emporium verehrt man die ephesische Diana. — Nach unserer Münze war Emporium Municipalstadt (*Munic.* d. h. *Municipium*), nachdem zuerst die Spanier und dann die Griechen römische Bürger geworden waren. Wenn Livius sagt, Cäsar habe römische Colonisten d. h. Anbauer hinzugefügt (*coloni adjecti*), so folgt daraus nicht, daß Emporium, wie Einige behaupten wollen, eine römische Colonie geworden sey.

4.) Haupt der Pallas) (ein Löwe, darüber ein Kranz, darunter dieselbe unbekannte Schrift.

*) Strabo, l. 4.

„Der Schauplatz verändert sich, der Pegasus entflieht, ein Löwe stellt sich unserm Auge dar. Aber sein fürchterliches Aussehen nöthigt uns nicht, die Stelle zu verlassen. Wir bleiben in demselben Ampurias.“ Obgleich die Münze keinen Namen eines Ortes angibt, und ein verschiedenes Sinnbild hat, so beziehen wir sie doch, wegen des Minervakopfes und der Buchstaben, welche mit denen unter dem Flügelpferde übereinstimmen, auf dieselbe Stadt. Wie schon bemerkt, bediente sich auch Marseille auf seinen Münzen des parnafsischen Löwen, um seine Abkunft von den Phocäern, die in der Nähe des Parnasses wohnten, anzudeuten.

5.) Ein weiblicher Kopf mit Ohrgehäng und Halsband; davor zwei Delphinen.) (Der Pegasus, darunter: ΕΜΠΟΡΙΤΩΝ.

Florez hat diejenigen befriedigend widerlegt, die diese Münze auf ein Emporium in Sicilien beziehen wollen. Die Delphinen, die häufig auf altspanischen Münzen vorkommen, sind die gewöhnlichen Symbole der See- und Handelsstädte. Auf einer andern Münze, welche der vorliegenden im Uebrigen gleich ist, und ebenfalls Ampurias angehört, fehlen sie jedoch. Nur der weibliche Kopf könnte einige Schwierigkeiten verursachen. Allein die Aehnlichkeit, die er mit einem Haupte der Diana auf einer Münze von Neapel hat, bestimmt uns, ihn auf diese Göttin, die bekanntlich von den Emporiten verehrt wurde, zu beziehen. Weniger wahrscheinlich ist, daß dieser Kopf jene Aristarcha darstelle, die auf Dianens Geheiß die Phocäer nach Marseille führte, und seitdem daselbst ausgezeichnete Ehre genoß.*)

ARABISCHE BÄDER IN GERONA.

Die Stadt Gerona hat in ihren Schicksalen viele Aehnlichkeit mit Ampurias. Auch auf ihr und ihrem Gebiete lasteten oft schwere Drangsale. Jede Staatsumwälzung, welche die Halbinsel traf, drang erschütternd in ihre Mauern, und alle Völker, die Spanien heimsuchten, fielen

*) *Strabo ed. Siebenkees l. 4. p. 10.*

zerstörend über Gerona her. Aber die Stadt wurde jedesmal wieder hergestellt, und spielte selbst in den neuesten Kriegsstürmen eine rühmliche Rolle. Um Wiederholungen zu vermeiden, übergehen wir daher die Schicksale Gerona's, nachdem wir in der Geschichte von Ampurias unsern Lesern ein Bild des wechselnden Glücks und Unglücks dieser Stadt, und damit der meisten Städte Cataloniens entworfen haben.

Aber ein architectonisches Denkmal von grosser Schönheit, das in Gerona sich findet, fesselt unsere Aufmerksamkeit. Es ist auf dem fünf- und sechzehnten Blatt abgebildet. Dafs dieses Gebäude zu Bädern diene, ist keinem Zweifel unterworfen. In allen Urkunden, worin seiner gedacht wird, heifst es *Casa de los Baños*. Die älteste Urkunde ist aus dem achten Jahrhundert; die neueste aus dem sechzehnten, wo es den Capuciner-Mönchen eingeräumt wurde, die es seitdem besitzen. Das Ganze ist aus einem sehr schönen Stein, der wie der Marmor eine Politur annimmt, gebauet. Die Steine der Kuppel sind schwammähnlich und sehr leicht, so dafs sie das Gebäude nicht sehr drücken. Der achteckige Säulenstuhl enthielt das Wasser zum Baden. Die acht Säulen sind übrigens einander nicht gleich, sondern von verschiedenem Durchmesser.

M A N R E S A.

Manresa mit ohngefähr 8000 Einw., lebhaft und blühend durch Catun- und Seidemanufacturen, wie durch die Nähe der beiden Flüsse Cardonero und Llobregat, welche die Gewerbsamkeit der Einwohner befördern, und die gutangebaute, schöne und fruchtbare Umgegend reichlich bewässern, hat ein welthistorisches Interesse gewonnen durch den langen Aufenthalt des Stifters der Gesellschaft Jesu in dieser Stadt. Nachdem Loyola auf dem Montserrat Hauptbeichte gethan, und sein Schwert dem Altar der h. Jungfrau daselbst geweiht hatte,*) verlies er diesen heiligen Ort, um

*) Daher schrieb sich der Gebrauch, dafs die Novizen der Jesuiten in das Kloster Montserrat kamen, um ihre Laufbahn da zu beginnen, wo ihr heiliger Patriarch sie begonnen hatte. I. Villanueva, *Viage literario a las iglesias de España*, tom. VII. p. 144.

sich in Barcelona nach Jerusalem einzuschiffen. Als Pilger gekleidet, kam er i. J. 1522 nach Manresa, und verweilte daselbst, weil in der Hauptstadt Cataloniens die Pest ausgebrochen war. Er begann nun ein neues Leben, und gefiel sich, von der ausschweifendsten Phantasie beherrscht, und dem verschrobensten Vervollkommnungseifer verleitet, in martervollen Selbstpeinigungen. In eine grobe Kutte gehüllt, unter der er ein härenes Hemd trug, eine eiserne Kette statt des Gürtels um den Leib, lebte er nur von Wasser und wenigem Brod, das er vor den Thüren sich erbettelte, schlief auf bloßer Erde, betete täglich sieben Stunden, und hielt eine dreimalige Geißelung jeden Tag kaum für hinreichend, seine früheren Vergehungen abzubüßen. Abgezehrt bis auf die Knochen, mit langen, verwilderten Haaren, zottigem Bart und krallenartigen Nägeln, das Gesicht von Schmutz bedeckt, war er ein Gegenstand des Abscheues oder des Gelächters. Er fühlte sich in seiner Selbsterniedrigung geschmeichelt, wenn die Knaben hohnlachend ihn mit Steinen verfolgten. Nicht zufrieden mit diesen Kasteiungen barg er sich in eine Höhle bei Manresa. Hier brachte er einst sieben Tage und Nächte ohne Speise und Trank zu, bald von den gräßlichsten Schreckbildern geängstigt, bald überschwenglich beglückt durch himmlische Erscheinungen. Einige Mönche fanden ihn fast entseelt vor der Grotte, und brachten ihn in das Hospital der h. Lucia. Das Gerücht, der Fremdling sei vielleicht ein Mann von Rang, der Buße thue, veränderte indessen die Meinung, welche man in Manresa bisher von ihm gehegt hatte, und erwarb ihm allgemeine Theilnahme. Frauen von Stand wetteiferten, als eine gefährliche Krankheit ihn an den Rand des Grabes brachte, das Leben des jungen Heiligen zu retten. Sie verließen sein Lager nicht, bis er vollkommen hergestellt war. Die Dominicaner-Mönche nahmen ihn darauf in ihr Kloster. Unterdessen war ungefähr ein Jahr verflossen. Die Pest in Barcelona hatte ausgewüthet, und Ignatius ließ sich nun nicht länger zurückhalten. Er schiffte im Anfang des Jahres 1523 nach Jerusalem ab.

In der Kirche des genannten Hospitals, worin Ignatius so schweren Selbstpeinigungen sich unterzog, befindet sich eine kleine Capelle, die demselben geweiht ist. Auf dem Altar ruht in einer Vertiefung desselben eine

Bildsäule, die den Heiligen in Verzückungen und wie einen Todten hingestreckt darstellt. In einer crystallinen Urne auf dem Altar verwahrt man einen seiner Finger, an dem ein kleines Buch befestigt ist, das man in Manresa für das Original der berühmten *Exercitia spiritualia* ausgiebt. Das Büchelchen ist in Sedez, hat silberne, mit schöner Filigranarbeit verzierte Decken, und ist überhaupt äusserst niedlich. Es enthält eine Sammlung von Andachtsübungen auf alle Tage (*Exercitium quotidianum*), und ist mit besonderer Sorgfalt und guter Miniaturschrift auf sehr feines Pergament geschrieben von — *Robert Chesneau*, einem Canonicus von Lüttich i. J. 1583. *)

Jene Höhle, worin Loyola so oft Tag und Nacht zubrachte, und die *Exercitia* geschrieben haben soll, **) war damals ungefähr zweihundert Schritte von der Stadt entfernt. Wenige Menschen kannten sie, niemand ging hinein. Ihr beschwerlicher Eingang war mit dornigem Gestripp verwachsen; ihr Inneres finster und Grausen erregend. Durch eine Felsspalte erblickte man das Gotteshaus des Montserrat, und konnte die h. Jungfrau desselben aus der Ferne anbeten. Um so passender schien die Grotte dem heiligen Ritter. Die Jesuiten haben über dieselbe eine herrliche Kirche gebaut, die auf der rechten Seite der Ansicht von Manresa auf dem siebenzehnten Blatt abgebildet ist. In neuerer Zeit wurde die Kirche verlassen, und die Höhle nur noch von einem Geistlichen, der sie den Reisenden zeigte, bedient.

*) Hier ist das Ende: *Leodii scribebat Robertus Chesneau, Cameracenus, collegii S Joannis evangelistae Leodien. canonicus, anno 1583.* Am Anfang und Ende des Büchelchens steht der Name *Joseph Maria Russo*, der einige Zeit Eigenthümer desselben gewesen sein muß, mit Cursivschrift geschrieben. *Villanueva*, t. VII. p. 191.

**) Wahrscheinlich entwarf Ignatius in Manresa nur den Plan zu diesem Buche, und schrieb späterhin von Zeit zu Zeit die einzelnen Gedanken, wie sie aus seinen jedesmaligen Gefühlen, Bußübungen, Vorsätzen entsprangen, in spanischer Sprache nieder. Vielleicht unterstützte ihn eine geübtere Hand in der Ausarbeitung. (*Exercitia non simul omnia fuisse composita, sed ut quæque observarat sibi profuisse, ita scripto annotasse, quod existimarat, aliis quoque posse esse utilia.*) Erst nach fünf und zwanzig Jahren, i. J. 1548, erschienen in Rom die *Exercitia*, in's Lateinische übersetzt, zum ersten Mal im Druck, mit Genehmigung des Pabstes Paul III. *Acta S. S. Jul. tom. VII. p. 419.*

C A R D O N A

wurde von dem Grafen von Barcelona Wifred dem Haarigen am Ende des neunten und Anfang des zehnten Jahrhunderts gegründet und in Aufnahme gebracht. Das Alterthum hat uns die merkwürdigen Gesetze*) aufbewahrt, welche Wifred dem Orte gab. Alle, die ihren Wohnsitz in Cardona nehmen, sollen in Sicherheit daselbst leben, auch wenn es Ehebrecher**), Diebe, Betrüger und andere Verbrecher sind. Es ist ihnen erlaubt, für jede Unbill, die ihnen von Andern zugefügt wird, ungestraft sich selbst zu entschädigen, indem sie doppelt so viel nehmen dürfen, als sie verloren haben, und jede Beleidigung und körperliche Verletzung zwiefach erwidern können. Wenn einem Bürger von Cardona z. B. ein Esel geraubt wird, so darf er dem Räuber zwei der besten wieder nehmen; wenn einer eine Mauschelle empfängt, so darf er zwei derbere (*peiores*) zurückgeben. In beiden Fällen soll der Cardoner, der sich selbst rächt und entschädigt, nicht vor Gericht gestellt werden. Ferner verstattet Wifred den Bürgern, den vierten Theil des zu entrichtenden Küstenzolls (*toloneum*) unter sich zu theilen, und spricht sie frei von jeder Art von Abgabe, aufser derjenigen, die sie an die Kirche zu entrichten haben, was das wahre Erstlingsopfer, der wahre Zehnte, die treue Darbringung, die heilige Opfergabe sei. Im Uebrigen verpflichtet er sie, dem Urtheil der Richter sich zu unterwerfen, so wie der Gewalt ihres Schutzherrn, d. h. des Vicegrafen, den Wifred damals einsetzte. Der Enkel Wifreds des Haarigen, Borrel, Graf von Barcelona und Urgel, bestätigte i. J. 986, was seine Vorfahren den Bewohnern von Cardona verwilligt hatten. Er fügte hinzu, daß sie sich siebenfach ent-

*) *Villanueva* irrt sich, wenn er glaubt (*tom. VIII. p. 148*) er publicire diese Urkunde zum ersten Mal. *Martene* hat sie bereits in *s. Collect. ampl. t. I. p. 335* bekannt gemacht.

**) Die Stifter und Herren der Städte suchten in jenen Zeiten Ansiedler herbei zu locken durch das Versprechen, Vergehungen, besonders gegen das andere Geschlecht, ungestraft zu lassen. So verordnete *Alphons VII. von Castilien* in dem *Fuero von Oreja*: *Si quis cum qualibet muliere non juncta, excepta conjugata, vel sanguinis sui proxima, vel per violentiam raptā, fuerit ad Aureliam ut ibi unus ex populatōribus fiat, sit securus: et qui dominus Aureliae fuerit illum recipere non timeat.* *Marina, Ensayo sobre la antigua legislación de Leon y Castilla etc p. 178.*

schädigen dürften für jede Beleidigung und Verletzung, die ihnen zugefügt würde. Dem, der einen Esel stiehlt, darf der Beraubte sieben bessere nehmen, u. s. w. Die Bürger sind verbunden, wöchentlich einen Tag an der Erbauung der Feste, deren Thürme und Gräben, zu ihrer eigenen Sicherheit zu arbeiten. Ehebrecher, Diebe und andere Verbrecher, die hier ihren Wohnsitz nehmen, sollen übrigens nach den Gesetzen, und zwar nach den in allen Gerichten üblichen gothischen Gesetzen, gerichtet werden, weil es nicht gut sei, daß die Bösen unter den Guten wohnen. Und wenn diese Verbrecher auch vor Gericht losgesprochen werden, so sollen sie doch von allem Umgange mit ihren Mitbürgern in der Kirche und Versammlung ausgeschlossen sein, wofern sie nicht gehörig Beichte und wahre Buße gethan haben. Schade, daß uns die Geschichte nicht die Wirkungen solcher Gesetze auf solche Menschen in solchen Zeiten aufbewahrt hat!

Cardona ist in den neueren Zeiten hauptsächlich wichtig wegen des dabei liegenden Salzberges, den man als eine der größten Naturmerkwürdigkeiten in Europa ansehen kann. Er erhebt sich vier bis fünf hundert Fuß über den Fluß Cardonero, hat über eine Stunde im Umfang, und besteht fast ganz aus Steinsalz. Seine Oberfläche ist ungefähr ein Fuß hoch mit vegetabilischer Erde bedeckt, und größtentheils mit Weinreben, die trefflich gedeihen, bepflanzt. Das Salz ist ohne Geruch, ohne den geringsten erdigen Geschmack und gemeinlich von weißer Farbe; doch gibt es auch rothes und hellblaues, das aber, gemahlen, weiß wird. Es ist so hart, daß man kleine Altäre, Marienbilder, Leuchter, Salzfüßer u. dergl. in Cardona daraus verfertigt. Gebraucht man die Vorsicht, das Kunstwerk sogleich wieder abzutrocknen, so kann man es unbeschadet in Wasser tauchen, um den durch die Bearbeitung entstandenen Salzstaub abzuspielen, und es so durchsichtig wie Crystall zu machen. Der am Fuß des Berges hinlaufende Fluß ist salzig, und wird es bei starkem Regen in solchem Grade, daß er die Fische des süßen Wassers tödtet. Diese Erscheinung erstreckt sich indessen nicht weiter als drei spanische Meilen (*leguas*); weiterhin leben die Fische gesund. —

Die Ausförderung des Salzes geschieht in einem ungefähr eine halbe Stunde langen und eine Viertelstunde breiten Thal, durch welches sich eine kleine Kette von Hügeln zieht. Größere Salzfelsen werden mit Pulver gesprengt. Gewöhnlich ist die Steinhaue hinreichend, um sie in Stücke zu hacken und zu zerstoßen. Einhundert Menschen arbeiten täglich in dem Salzwerk, und einhundert Maulthiere tragen das gewonnene Salz in die königlichen Magazine. Man schätzt den reinen Ertrag über drei Mill. Realen, nach Abzug der Kosten und 52,234 Realen, die an den Herzog von Cardona zur Entschädigung für dessen verlorene Rechte an diesen Salzgruben entrichtet werden.*)

Das achtzehnte Blatt enthält eine Ansicht des Schlosses und der Stadt Cardona mit einem Theil der Salzfelsen, und gibt zugleich in den nebenstehenden Umrissen einen Begriff von der Art, wie sich das Salz crystallisirt, oder vielmehr von den verschiedenen äußern Formen, welche das Regenwasser den Salzfelsen gibt. Ein treues Gemälde von dem wunderbaren und erhabenen Farbenspiel zu entwerfen, das die aufgehende Sonne an diese Crystallfelsen zaubert, ist weder der Feder noch dem Grabstichel vergönnt.

L E R I D A.

Die Stadt Lerida liegt auf dem rechten Ufer des Segre am Abhange eines Hügels, der sich bis an diesen Fluß hinabzieht. Auf der Anhöhe, worauf sonst das alte Schloß stand, steht jetzt die Citadelle, und beherrscht die ganze Stadt. Lerida gewährt von allen Seiten einen erhebenden Anblick, den die reizenden und fruchtbaren Fluren seiner Umgebung, die einem Garten gleicht, noch verschönern. Seine Lage hat seit der Römer Zeiten keine Veänderung erlitten, und Lucan's Beschreibung**) läßt sich noch auf das heutige Lerida anwenden. Der Segre,

*) Bowles, *Introduccion á la historia natural de España*. Ed. III. p. 430.

**) „Sanft emporsteigend erhebt sich auf mäßigem Hügel ein fruchtbarer Boden. Auf ihm ragt hervor Herda, von alter Hand gegründet. Mit friedlicher Welle gleitet Sicoris vorbei, nicht der geringste von Hesperiens Flüssen. Ihn umfängt die steinerne Brücke mit mächtigem Bogen.“ C 4. v. 11.

der die Mauern der Stadt bespült, gereicht der Stadt und Umgegend eben so sehr zur Annehmlichkeit, als zum Nutzen, verwandelt sich aber auch oft, wenn er anschwillt und austritt, aus einem Flusse des Segens in eine Landplage, und verbreitet Verwüstungen in den Fluren und selbst in einem Theile der Stadt. Wenn das Wasser niedrig steht, so bemerkt man noch die Pfeiler der alten römischen Brücke, worauf die heutige gebaut ist.

Die Umgegend von Lerida weckt überall Erinnerungen an die römischen Zeiten, und der Alterthumsfreund freut sich den Schritten der Helden folgen zu können, die diesen Boden verherrlicht haben. Schon unter Scipio wurden die Felder von Lerida berühmt durch den Sieg, den dieser Römer über den carthagischen Feldherrn Hanno erfochte. Vor Allen entwickelte hier Julius Cäsar in jenem denkwürdigen Feldzuge gegen die Hauptleute des Pompejus die Talente eines grossen Feldherrn, und schöpfte aus der Tiefe seines Genies die Hülfsmittel, die ihn aus der bedrängten Lage, in welche ihn der Ungestüm von Naturerscheinungen und die Kriegskunst und Ueberlegenheit seiner Gegner versetzt hatten, retteten. Ein Blick auf diese Ereignisse wird unsern Lesern nicht unwillkommen sein.

Cäsar war im Besitz der Ebene, die zwischen den Flüssen Cingua und Sicoris lag, und hatte einen tiefen Graben um sein Lager ziehen lassen, während die Feldherrn des Pompejus, Petreius und Afranius, auf einem Hügel zwischen ihm und Ilerda standen. Von Ilerda bis zu diesem Hügel dehnt sich eine Ebene von ungefähr dreihundert Schritten aus, in deren Mitte sich eine mälsige Anhöhe erhebt, welche, einmal genommen, schnell befestigt werden konnte, und dann jede Verbindung mit der Stadt abzuschneiden vermochte. Cäsars Versuch, dieser Anhöhe sich zu bemeistern, schlug fehl, weil die Pompejaner auf kürzerem Wege dahin gelangt waren. Er hielt fünf Stunden lang eine zweifelhafte Schlacht aus, wurde aber endlich genöthigt, in sein Lager sich zurück zu ziehen, während der Feind auf dem Hügel sich befestigte. Cäsar sann eben auf Mittel, aus seiner mislichen Lage sich zu ziehen, als ihm die Nachricht

überbracht wurde, daß die Flüsse von dem Schneewasser der Berge angeschwellt, die beiden Brücken, die sein Feldherr Fabius aufgeführt hatte, hinweggerissen, die Ebenen überschwemmt, alle Verbindungswege abgeschnitten seien. Cäsar kam nun in die größte Bedrängniß. Die befreundeten Städte konnten ihm kein Getreide zuführen. Die zum Futtersammeln ausgeschickten Soldaten waren vom Feind abgeschnitten, und die neu ausgeschickten wurden von den lusitanischen und spanischen Truppen, die des Landes kundig und im Schwimmen geübt waren, indem sie nie ohne Schwimmschläuche in den Krieg zogen, unaufhörlich verfolgt. Die bedeutenden Hülffscharen aus Italien und Gallien konnten sich nicht mit ihm vereinigen. Ueberdies war gerade die mißlichste Jahreszeit, da die Feldfrüchte noch nicht reif waren. Die Viehherden hatte der Krieg in die Gebirge verscheucht. Im Lager des Afranius dagegen war Ueberfluß, da dieser vor Cäsars Ankunft alle vorhandene Vorräthe an sich gezogen hatte, und fortwährend neue Lebensmittel aus der Stadt über die Brücke sich zuführen liefs. Den Sieg des Afranius zu verkünden, eilten nun Boten nach Rom und nach Macedonien. Das Gerücht schrie den Cäsar für verloren, den Krieg für beendet aus. Wirklich drohte dem Heere Cäsars unvermeidliche Hungersnoth. Des Soldaten Körperkraft schwächte der Mangel, seinen Muth die Furcht vor der Zukunft. Doch Cäsars Scharfblick schuf Rettungsmittel. Die Brücken konnten zwar, trotz aller Anstrengung, nicht wieder hergestellt werden; alle Versuche scheiterten an dem Ungestüm des Flusses und dem Widerstande der feindlichen Cohorten auf dem jenseitigen Ufer. Cäsar liefs deshalb seine Mannschaft eine hinreichende Anzahl kleiner leichter Fahrzeuge, wie er sie in Britanien gesehen hatte, verfertigen. Die Schiffboden und Rippen derselben wurden aus leichtem Holz gemacht, die übrigen Theile aus Weiden geflochten und mit Leder überzogen. Diese Fahrzeuge liefs Cäsar auf zusammengefügteten Wagen des Nachts 22000 Schritte weit vom Lager bringen, und setzte darauf einige Mannschaft über, die von einem Hügel nächst dem Ufer Besitz nahm und daselbst, ehe der Feind es bemerkte, in Eile sich verschanzte. Darauf liefs er eine Legion übersetzen, und an

beiden Ufern an einer Brücke arbeiten, die in zwei Tagen vollendet war. Nun zog er die Hülfsvölker an sich, erleichterte die Zufuhr, und gab seiner Lage die glücklichste Wendung.*)

Der große Condé durchging während der Belagerung von Lerida diesen Kriegsschauplatz Cäsars, und schrieb seine Bemerkungen über dessen Heerbewegungen nieder. Leider ist diese Arbeit, die von großem Interesse gewesen sein würde, nicht auf uns gekommen. Nach ihm haben mehrere Kriegserfahrene es versucht, diesen Feldzug zu erläutern; am besten *Guischardt* in seinen *Memoires critiques*. Mit diesem Buche in der Hand muß man, sagt Bourgoing, die Ufer des Segre von Balaguer bis Mequinenza durchwandern, um in einer Abhandlung über Taktik alles vereinigt zu finden, was die Geschichte Lehrreiches und ein Roman Anziehendes haben kann.

Lerida hat gegenwärtig bei 18000 Seelen. Die Stadt ist unregelmäßig und schlecht gebaut, und hat winkelige, elend gepflasterte Straßen, Nur der neue Theil an der Flußseite zeichnet sich durch mehr Regelmäßigkeit und Freundlichkeit aus. Lerida treibt etwas Handel mit den Erzeugnissen seiner fruchtbaren Fluren, welche seine fleißigen Einwohner mit eben so viel Einsicht als Sorgfalt künstlich bewässern.

P O B L E T.

Südöstlich von Lerida, in der Richtung nach Tarragona, und ungefähr sieben Stunden von dieser Stadt entfernt, liegt die Abtei Poblet in einem fruchtbaren Thal, das *Conca de Barbera* genannt wird. Das Kloster ist umschattet von Baumpflanzungen, die theils rautenförmig, theils in Doppelreihen angelegt sind, und von mehreren Quellen benetzt werden. In der Nähe desselben erhebt sich mitten im Gehölze ein großes gothisches Kreuz von grauem, behauenen Marmor, nicht weit davon ein Obelisk und ein Altar, worauf drei Bildsäulen von Heiligen ste-

*) *Cäsar de bello civ.* I. I. c. 43 ss.

hen, die unter den Mauren als Martyrer starben. Sie werden von einem Pavillon beschirmt, der von vier Säulen getragen wird.

Das Kloster umgeben hohe doppelte Ringmauern mit Brustwehren und Schiefsscharten, und in verschiedenen Entfernungen zwölf grofse Thürme, die ungefähr sechs Varas über die Mauer emporragen. In dem ersten Umfange findet man in einem alten Gehölze die Bildsäulen von mehreren Heiligen, welche in der Umgegend des Klosters die Martyrerkrone sich erworben haben, und deren Geschichte auf die steinernen Altäre gegraben ist. Wer zum zweiten Umfange gelangt, muß die Waffen ablegen; er wird belehrt, daß die gröfsten Fürsten zu dieser Sitte sich bequemt haben. Nun tritt man vor ein großes Kloster, und erblickt die gothische Kirche, die langen Galerien der Schlafsäle und den Haupteingang, mit Bildsäulen und dem Kreuze verziert. Die Gebäude des Klosters haben nichts Eigenthümliches; aber ihr Styl ist edel, und entspricht ihrer ernsten Bestimmung. Das düstere Gewölbe des Eingangs führt den Wanderer in den mit Bäumen bepflanzten Klosterhof, in dessen Mitte ein Springbrunnen, von einem gothischen Runddach beschirmt, emporsteigt. Nur die Töne der Glocken und die Gesänge der kirchlichen Andacht unterbrechen die tiefe Stille, die an diesem Orte herrscht; und nur einige Mönche, in grofse weifse Gewänder gekleidet, den Kopf mit der Mönchskappe bedeckt, beleben die einsamen langen Klosterhallen.

Nachdem man durch den Klosterhof gegangen ist, tritt man in das Innere der Kirche, in welcher die Gräber der Könige von Aragonien das Merkwürdigste sind. Durch sie war Poblet für die Könige von Aragonien, was Escorial für die von Castilien war. Sechs dieser Grabmale stehen in einem abgesonderten Raum zwischen dem Chor und dem Schiff, auf beiden Seiten des Sanctuariums, auf einem reichen Untersatze. Sie sind von weifsem Marmor und mit Bildwerk verziert, das die Siegesthaten und Leichenzüge der hier beigesetzten Könige darstellt. Ein Schirmdach von Holz, mit Sculpturen, Malereien und Vergoldungen ausgeschmückt, dient den in Marmor gehauenen Bildern der Könige und mehrerer ihrer Gemahlinnen zum Thronhimmel, der auf beiden Seiten drei Bogen öffnet,

wodurch man die Gräber sieht. Die Decke desselben ist blau gemalt und mit goldenen Sternen verziert.

Hier ruhen auf der einen Seite Alphons II., Johann I. mit seinen beiden Gemahlinnen und seiner Tochter Johanne von Aragonien, Johann II. mit seiner zweiten Gemahlin und ihrer Tochter; auf der andern Seite Jacob der Eroberer, Peter IV. mit seinen drei Gemahlinnen, Ferdinand I. und zwölf Kinder, Söhne verschiedener Könige von Aragonien. Von der Gemahlin Ferdinands I. Leonore findet sich hier zwar die Bildsäule, aber ihre irdischen Ueberreste ruhen nicht hier, sondern in dem von ihr gestifteten Dominicanerkloster in Medina del Campo.

In dieser heiligen Ruhestätte brennt Tag und Nacht die Todtenlampe, Fackeln leuchten auf dem Altar, und die Gebete für das Seelenheil der längst Verblichenen dauern hier fast ohne Unterbrechung. Die Bewachung der Gräber ist den Priestern anvertraut, die ihre Pflichten mit religiöser Gewissenhaftigkeit erfüllen, ohne eine andere Waffe als ihre Frömmigkeit. So kriegerisch die Außenseite des Klosters aussieht, so friedlich ist sein Innerstes, seine Todtengruft. Der Tod heiligt jeden Ort, und der Königsname macht diesen und jenen jederzeit bedeutungsvoller.

Unter dem Gewölbe, das die Gräber der Könige trägt, sind die Grabmale der Herzoge von Segorbe und Cardona. Diese waren früherhin von Holz, und den Beschädigungen des Publicums ausgesetzt. Um sie dagegen zu schützen, liefs sie der Herzog von Segorbe und Cardona Raymund Folch de Cardona in Mauern von weißem Marmor einschliessen, die zugleich zum Fußgestell und Schmuck der königlichen Gräber dienten. Die Thüren wurden von Bronze verfertigt, und mit Bildern aus der heiligen Schrift verziert. Dieses herrliche Monument ist das Werk eines Bildhauers von Manresa, Namens Juan y Francisco Grao. Es wurde i. J. 1660 angefangen und 1662 geendigt, und kostete damals 5,500,000 Sueldos von Barcelona. Eben dieser Herzog liefs auch den Fußboden des Sanctuarius mit weißem und schwarzem Marmor belegen mit einem Kostenaufwand von drei Mill. Sueldos.

Aufser dieser Fürstengruft umschliesst die Kirche noch mehrere ein-

zelne Gräber von aragonischen Königen und Prinzen, namentlich von Alphons V. von Aragonien, vom Infanten Heinrich von Aragonien mit seinen Gemahlinnen, u. s. w. Sie sind sämmtlich von weißem Marmor, und prächtig verziert.

Das Kloster wurde von dem Grafen von Barcelona Raymund Berengar IV. i. J. 1149 gestiftet, und von Alphons II. und dessen Nachfolgern vergrößert und ansehnlich bereichert.*) Es besitzt sehr beträchtliche Güter, sieben Baronien in Catalonien und eine in Valencia, mit voller Gerichtsbarkeit, und ernennt eine große Zahl Pfründner und Geistliche. Es hat drei Mönchsklöster seines Ordens gestiftet, Santa Maria de Piedra im Königreich Aragonien, Maria de Benifaza im Königreich Valencia und Santa Maria la Real auf der Insel Minorca. Seine Aebte wurden bis zum Jahr 1628 auf Lebenszeit erwählt, seitdem aber nur auf vier Jahre.

T A R R A G O N A.

que dio su nombre á la mitad de España.

ARGENSOLA.

Tarragona verdankt seine Berühmtheit dem Alterthum, und wir sind gewohnt, wenn sein Name genannt wird, zuerst an das alte Tarraco zu denken. Seinen Ursprung erreicht die Geschichte nicht; aber von seiner Blüthe zeugen die Jahrbücher des römischen Volkes, das dieser Stadt ihre Größe, ihren Glanz und weitverbreiteten Ruf gab, und damit sich selbst verherrlichte. Als die Römer das diesseitige und jenseitige Spanien (*Hispania citerior* und *ulterior*) in drei Provinzen theilten, so bildeten sie aus jenem eine besondere Provinz mit dem Namen *Provincia Tarraconensis*, und erhoben Tarraco zur Hauptstadt derselben. Ja es galt, nach Strabo's Aussage, nicht bloß für die Hauptstadt von Spanien diesseits des Iber, sondern selbst von einem großen Theil jenseits desselben. Die Stadt war der Sitz der Präfecten und aller Regierungs- und Verwaltungs-

*) Zurita, lib. II. c. 47.

behörden dieser großen Provinz, der Mittelpunkt der römischen Kriegsunternehmungen in der Halbinsel, und wetteiferte mit Rom selbst im Aufführen von Prachtgebäuden, in Luxus, in öffentlichen Spielen und Vergnügungen. Ihr Name wird in der Geschichte des großen Kampfes der Römer in der Halbinsel fast auf jedem Blatt genannt, und ihre Thoren sahen oft die Scipionen, den Cäsar und andere große Römer zu Heldenthaten ausziehen, von Heldenthaten zurückkehren. Die Scipionen brachten Tarraco so sehr in Aufnahme, daß Plinius die Stadt das Werk der Scipionen (*Scipionum opus*) nennt. Im Anfang des Bürgerkriegs folgte sie der Parthei des Pompejus. Da sie aber das Glück Cäsars sah, unterwarf sie sich demselben durch eine Gesandtschaft. Sie diente sofort dem Cäsar mit Treue und Erfolg, und erhielt zur Auszeichnung den Beinamen *Victrix*. Um Spanien, das nach einem zweihundert jährigen Kampfe noch nicht der römischen Herrschaft unterworfen war, den Frieden zu geben, kam der Kaiser August mit einem Heere nach Tarraco. Von da aus unternahm er den Feldzug gegen die Asturier und Cantabrier, die, nicht zufrieden mit ihrer Freiheit, die benachbarten römischen Provinzen beunruhigten. Aber diese Völker fanden eine unüberwindliche Schutzwehr in der Natur ihres Landes und ihres Characters, und August zog sich nach Tarraco zurück, krank, ermüdet und verdrießlich, daß er bei diesem Unternehmen Zeit, Truppen und Ruhm eingebüßt hatte. In Tarraco empfing er, nach Sueton's Bericht (cap. 21.), die Gesandten der Indier und Scythen. Der längere Aufenthalt des Kaisers in dieser Stadt warf natürlich einen besondern Glanz auf dieselbe und schmeichelte ihr ungemein.

Mit Roms Verfall verfiel auch das iberische Rom, und als das römische Reich zertrümmert worden war, hatte Tarraco keinen Schutzherrn mehr, der es aus seinen Trümmern wieder aufbaute. Die nordischen Völker begannen seine Zerstörung, die Saracenen vollendeten sie. Tarraco widerstand hartnäckiger, als die andern Städte der Provinz. Als Haupt derselben wollte es diesen ein Beispiel zur Nacheiferung geben, eingedenk des Waffenruhms, der ihm in den glorreichen Römerzeiten den

Beinamen *Victrix* erworben hatte, der stolzen Schutzmauern, welche von den Scipionen aufgeführt worden waren, und der zahllosen Bevölkerung, die einst Strabo mit der von Carthago verglichen hatte. Aber von aller fremden Hülfe verlassen, und unfähig der verhafsten Knechtschaft gegen die heidnische Uebermacht sich zu erwehren, sanken die tapfern Tarraconenser dahin, stolz auf den Ruhm, daß der Saracene keine Moschee im Schoofse der alten unbefleckten Christengemeine ihrer Vaterstadt gründen konnte. Die Häuser wurden grosentheils verbrannt und verwüstet, die Bewohner niedergemacht. Lange Zeit hindurch denkt die Geschichte nicht mehr Tarragona's. Einige Saracenen, von der Fruchtbarkeit des Bodens angelockt, scheinen damals oder bald hernach in den Trümmern sich angebaut zu haben. Ludwig der Fromme nahm die Saracenen in Tarragona gefangen oder verjagte sie, als er i. J. 809 den ganzen Landstrich von Barcelona bis Tortosa wieder eroberte, und legte eine Besatzung in die Stadt. Seitdem war Tarragona bald in der Saracenen bald in der Christen Gewalt, und seufzte, um mich mit dem eben so gefühlvollen als gelehrten Florez auszudrücken, mehrere Jahrhunderte in seinen Ruinen. Im Anfang des zwölften Jahrhunderts waren, nach dem Bericht eines Zeitgenossen, des englischen Mönches Ordericus Vitalis, in der bischöflichen Kathedrale, bereits Eichen und Buchen und andere hohe Bäume gewachsen, die schon seit alter Zeit den Raum innerhalb der Mauern der Stadt einnahmen. Wir folgen darum nicht länger seinen traurigen Schicksalen, um uns die wehmüthigen Empfindungen zu ersparen, die der Anblick eines längst aufgegebenen Sterbenden einflößt. Ueberdies gesellte sich zu den Drangsalen des Krieges, welche die Stadt trafen, noch anderes Mißgeschick, das uns die Nachrichten selbst von ihrem friedlichen Zustande unter den Römern und Gothen entzog, so daß Tarragona nicht allein in Jahrhunderten seiner Verwüstung, sondern auch in denen seiner Grösse unglücklich war, indem seine historischen Documente in der allgemeinen Verwirrung grosentheils verloren gingen, und weder seine Blüthe, noch sein Verfall einen gleichzeitigen Geschichtschreiber fand.*)

*) *España sagr.* t. 24. 25. — Ueber die Einführung des Christenthums, die Errichtung des erzbischöflichen Stuhles u. s. w. in Tarragona siehe die allgemeinen Bemerkungen über die kirchlichen Verhältnisse in Catalonien.

Tarragona ist nun ein trauriger Ort von ungefähr achttausend Seelen, mit mehrentheils schlecht gebauten Häusern, engen winkeligen, oft abhängigen Strafsen, ohne öffentliche Plätze, ohne Brunnen und Fontainen, ohne Gesellschafts- und Vergnügungsplätze. Aber seine natürliche Lage ist vortrefflich. Es thront 760 franz. Fuß über dem Meer auf einer Anhöhe, deren Fuß nach Ost und Süd das Meer, und nach West das Flüschen Francoli bespült. Sein Hafen ist, nach der Erbauung des grossen Dammes seit d. J. 1800, einer der besten am mittelländischen Meer, und sein Handel, besonders mit selbstgezogenem Wein, der schon in den Römerzeiten Ruf hatte, nicht unbedeutend. Seine Umgebungen sind überaus fruchtbar, sorgfältig bebaut und reich bevölkert. Das *Campo de Tarragona*, eine weite Ebene nordwestlich von der Stadt, ist wegen seiner reichen Getreidefluren und üppigen Oliven- und Rebenpflanzungen berühmt. Es wird von drei Seiten durch eine hohe Gebirgskette beherrscht; südlich von der weiten Einöde von Perello, nördlich von den Höhen von Constanti, westlich von den nebeligen Gipfeln von Prades und la Conca de Barbera. Die schönen Weinberge des Priorats liegen an den Flußabhängen von Reus, und bilden nach Abend einen grossen, reichen, grünen Vorhang. Das Meer schliesst nach Ost diese schöne Ebene. Der Francoli (von den Alten *Tulcis* genannt) fließt nördlich und fast unter den Mauern der Stadt vorbei. Dieses Flüschen das ein wohlverstandnes Wässerungssystem gänzlich ausschöpft, benetzt von dem Gebiet des Mont-Blanc an, in einem Laufe von vier Stunden, über dreitausend Morgen Land, und belebt Gegenden, die ohne Bewässerung zur Unfruchtbarkeit verurtheilt sein würden. Zahlreiche Triebwerke arbeiten längs seinen glücklichen Ufern. Sechs Papiermühlen, die mit mehr Kühnheit als Klugheit angebracht sind, benutzen sein Wasser, eh' es zum Campo gelangt, und zum Bewässern angewendet wird. Hier hat des Menschen Hand, in unbekannter Zeit, die köstlichen und erspriesslichen Hülfquellen eines sehr schätzungs- und nachahmungswerthen Systems der Flußableitung dem Ackerbau sorgfältig zugeführt. Auf beiden Ufern wird der Francoli abgeleitet. Zwei Canäle durchlaufen die *Huerta* (den Gar-

ten),*) unterhalten in einer Entfernung von drei Viertelstunden zuerst Getreidemühlen, und bewässern dann siebenhundert Morgen Land.**)

Ueberreste der alten Mauern von Tarragona.

Diese alten Mauern sind das Erste, was bei dem Eintritt in das Gebiet dieser einst so mächtigen Hauptstadt unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Große Felsblöcke, von welchen einige dreizehn Fuß lang, acht Fuß breit und eben so hoch sind, bilden die Grundlage dieses Mauerwerks, das die Römer mit bäurischem Werk (*pierres en bossage*), das mit der riesenhaften Grundlage in auffallendem Mißverhältniß steht, weiter aufgeführt haben. Diese Mauer macht die Runde um die heutige Stadt, und dehnt sich hin und wieder über deren Grenze hinaus. Sie scheint den Umfang zu bezeichnen, den Tarragona in den frühesten Zeiten, bald nach seiner Gründung, hatte, und mag späterhin zur Vertheidigungslinie des eigentlichen Kerns der Stadt gedient haben. Denn unmöglich konnte der Raum, den sie umschließt, so ausgedehnt er auch ist, die zahllose Menschenmenge umfassen, welche, nach dem Berichte der alten Geschichtschreiber, Tarragona in seiner Blüthezeit enthielt. Die Römer verwendeten große Sorgfalt auf diese Mauer und deren Erhaltung. Nach einer Inschrift, welche uns Luis Pons de Icart (*Grandezas de Tarragona* p. 58) erhalten hat, war die Aufsicht darüber einem eigenen Präfecten übertragen.

Ueber die eigenthümliche Construction dieser Mauern theilen wir die Ansicht eines Gelehrten mit, welcher durch vielfältige Vergleichen ähnlicher Bauwerke, und durch eigens diesem Gegenstande gewidmete Forschungen ein geschärftes Urtheil besitzt.***)

*) So nennt man die niederen Felder, die den Francoli begrenzen, und überhaupt alle Landstriche, die bewässert werden, weil die Mannichfaltigkeit ihres Anbaues sie einem Garten ähnlich macht.

**) *Jaubert de Passa*, I. 70.

***) Eine von Petit-Radel in den Sitzungen der Academie vorgelesene Denkschrift: *sur les murs antiques de Tarragone et de Barcelone* ist leider den bisher publicirten *Mémoires de l'Institut Royal* noch nicht einverleibt worden. Die obige Mittheilung dieses Gelehrten ist aus der *Voyage pitt.* von de Laborde genommen.

Das Monument der Mauern von Tarragona, sagt Petit-Radel, gehört gewifs einem Zeitraum an, in dem ein sehr altes Volk in dieser Gegend herrschte. Die riesenhafte Bauart seiner Mauern ist genau bezeichnet

1) durch ihre Dicke, welche zwanzig Fufs beträgt, wobei man nur drei Lagen von Steinen auf dem Grunde findet;

2) durch die Dimension der Steinblöcke, deren einige dreizehn Fufs Länge und acht Fufs Breite und Höhe haben;

3) durch die Bauart der Thüren, die ohne Gewölbe mit einem blofsen Sturz (*plate-bande*) bedeckt sind;

4) durch eine römische Construction, welcher diese Mauern zur Grundlage dienen.

So augenscheinlich diese Merkmale sind, welche uns bestimmen, diese Mauern einem sehr alten Volk beizulegen, so haben sie doch nicht den wesentlichen und unterscheidenden Character, den die cyclopische Bauart der ältesten Städte in Griechenland und Italien darbietet. Die Mauern dieser Städte sind aus unregelmäßigen Polygonblöcken zusammengesetzt, und diese Form der Materialien schließt wesentlich das System einer Construction aus, die aus horizontalen und parallelen Steinlagen besteht. Die Zusammensetzung aus wagerechten und gleichlaufenden Lagen, die man bei den Mauern von Tarragona findet, schließt dagegen durch das Wesen ihres Systems diejenige Construction aus, die in den cyclopischen Bauwerken dem Auge keinen Stein darbietet, der nicht von allen Seiten dergestalt von Steinen umgeben ist, dafs man eine grofse Zahl derselben herausnehmen kann, ohne dafs die Mauer über dieser Lücke etwas von ihrem Gleichgewicht verliert.

Die wahrscheinlichste Muthmafsung, welche man, nach meiner Ansicht, über den Ursprung dieses Denkmals aufstellen kann, ist, es den Carthagern beizulegen.

Nach einer sehr neuen Beglaubigung, welche Herr Devoise, Commissair der französischen Angelegenheiten in Tunis, der Tarragona gesehen, und eine Zeichnung von den Mauern dieser Stadt vor Augen hatte, ist es aufser Zweifel gesetzt, dafs das Mauerwerk, das man in der Ge-

gend von Tunis funfzig französische Meilen im Umkreise findet, in seiner Zusammensetzung und in allen seinen Theilen den alten Mauern von Tarragona durchaus ähnlich ist. Stünden jene Massen auf dem Boden von Carthago selbst, so könnte man glauben, daß sie Ueberreste von römischen Gebäuden seien. Aber ihre Entfernung thut dar, daß sie Monumente des Landes selbst sind, und das System ihrer Bauart, das mit dem in den ältesten Denkmalen Aegyptens und Asiens herrschenden übereinstimmt, vereinigt sich mit andern Zeugnissen, um die beständige Verschiedenheit festzustellen, welche man zwischen den asiatischen Constructionen und den europäischen in den frühesten Epochen herrschen sieht.

Indem wir dieser Ansicht im Allgemeinen beistimmen, können wir nicht umhin, gegen die Meinung uns zu erklären, daß die Grundlage der Mauer von Tarragona das Werk der Carthager sei. Der Aufenthalt dieses Volks in dem diesseitigen Spanien war viel zu kurz, als daß wir demselben die langwierige Aufführung solcher Riesenwerke zuschreiben können, und wir legen sie daher mit weit größerer Wahrscheinlichkeit den Phönicern bei, wenn wir sie nicht den eingebornen Urbewohnern selbst beilegen wollen.

Nach de Laborde's Angabe sind nemlich die Steine en bossage, welche den obern Theil der Mauern bilden, an verschiednen Stellen mit Buchstaben bezeichnet, die dazu dienten, die Steine wieder zu erkennen, und sie nach der Ordnung zu legen, die ihnen der Architect bestimmt hatte. Diese Buchstaben, die in dem größten Theil der Colonien Kleinasiens griechisch sind, gleichen hier den unbekannten Schriftzügen, welche man auf den Münzen und Inschriften aus den frühesten Zeiten Spaniens findet. Könnte man vielleicht die Reihenfolge dieser Buchstaben auf den aneinander liegenden Steinen auffinden, und auf diese Weise mit Zuziehung der vorhandenen Ueberreste von dieser Schrift das bisher unbekannte Alphabet construiren?

Ueberreste einer römischen Wasserleitung.

Eine halbe Stunde nördlich von Tarragona findet man Ueberreste einer römischen Wasserleitung, welche unter dem Namen *Pont de Ferreras* im Lande bekannt ist. Sie nahm ihren Ursprung ungefähr drei und eine halbe Stunde von Tarragona, bei dem Cistercienserkloster *Santes Creus*, unweit dem Flusse *Gaya*, wo der Thurm oder Hauptbogen stand, in welchem, wie man sagt, der Aufseher des Aquaducts wohnte. Das Gebäude, das hier zwei Hügel mit einander verbindet, besteht aus fünf und zwanzig obern und elf untern Bogen. Die kleinen wie die großen Pfeiler verjüngen sich nach oben bis an die Kämpfer, wodurch das Ganze mehr Stärke und Festigkeit gewinnt. Die Ausführung desselben ist indessen nicht so regelmässig und sorgfältig als bei andern ähnlichen Monumenten in Spanien und Frankreich. Man bemerkt besonders viele Nachlässigkeit in dem Schwibbogengesims oder der Bogeneinfassung. Bald finden sich auf der einen Seite zwei bis drei Gewölbsteine mehr als auf der andern, bald steht ein einziger statt zweier; einige Bogen haben deren nur achtzehn, während man an andern neunzehn, zwanzig und ein und zwanzig zählt. Alle diese Unregelmäßigkeiten verschwinden jedoch, wenn man in einer gewissen Entfernung das Ganze des Baues mit einem Gesamtblick überschaut, und man erstaunt dann über seine schönen Verhältnisse und dauerhafte Anordnung. Ungefähr einhundert Schritte von dem Monument bemerkt man den Ort, wo man die Materialien zu dem Bau gewonnen hat. Der Stein ist porös und röthlich, läßt sich gut bearbeiten, und wird an der Luft härter.

Die Wasserleitung, wovon *el pont de Ferreras* nur ein Theil war, wurde wahrscheinlich in den Zeiten der ersten römischen Kaiser erbaut, und bei dem Einfall der Barbaren und den häufigen spätern Verwüstungen, welche Tarragona trafen, zerstört. Die Einwohner waren lange Zeit genöthigt, schlammiges und ungesundes Wasser zu trinken. Ein edeldenkender Prälat, der Erzbischof *Joachin de Santiyan y Valdivielso* unternahm es deshalb, auf seine Kosten den Aquaduct wieder herstellen

zu lassen, und seine Pfarrkinder auch mit dem physischen Wasser des Lebens zu erquicken. Er liefs zu diesem Ende nach den Ueberresten der römischen Wasserleitung forschen, und fand die Grundlage derselben noch unbeschädigt. Der neue Bau wurde i. J. 1780 begonnen. Leider vergönnte der Tod dem Erzbischof nicht die Freude, das menschenfreundliche Werk vollbracht zu sehen. Aber er hatte selbst für diesen Fall gesorgt, und hinterliefs Mittel, das Angefangene zu vollenden. Diese wurden gewissenhaft angewendet, und die Einwohner segnen nun, im Genusse dieser Wohlthat, das Andenken des edeln Erzbischofes.

Ungefähr in der Mitte des Aquaducts bemerkt man eine Lücke von zehn bis zwölf Fufs, die zu einem sonderbaren Ereignifs Anlaß gegeben hat. Ein Offizier von den wallonischen Garden machte die Wette, über die Wasserleitung von dem einen Ende bis zu dem andern zu reiten. Als er an diese Lücke kam, die er von unten nicht für so groß gehalten hatte, hielt sein Pferd an, und machte Schwierigkeiten überzusetzen. Ohne abzusteigen, verband er demselben die Augen, und machte den Glückssprung zum größten Erstaunen der Zuschauer.

Das drei und zwanzigste Blatt enthält den Grundriß und Aufriß *A* und *B* der Wasserleitung; *C* stellt die mittlern Bogen der untern Reihe, welche von allen die höchsten sind, dar, und *D* und *E* die am tiefsten stehenden Pfeiler. Die Höhe des ganzen Baues beträgt 92 Fufs, wovon 52 auf das untere Geschoss, und 40 auf das obere kommen. Das Ganze ist 660 Fufs lang.

Münzen von Tarragona. (Bl. 23.)

1.) Haupt des Augustus mit einer Strahlenkrone. DIVUS AUGUSTUS PATER) (Ein Altar mit Stierköpfen, Laubgewinde, Schild und Lanze verziert; auf dem Altar eine Palme, neben und über ihm die Buchstaben: C. V. T. T.

Diese Münze wurde erst nach dem Tode des Augustus geprägt, da die Strahlenkrone, ein Sinnbild der Gottheit, nur denjenigen Menschen beigelegt wurde, die unter die Götter aufgenommen worden waren, und

die Bezeichnung *divus* keinem Lebenden ertheilt wurde. Ueberdies sagt Eutrop (*lib. 7*) ausdrücklich: *moriens divus appellatus est*. Den Beinamen *pater patriae* erhielt August zwei Jahre vor Chr. Geb. durch Acclamation des Senats und Volkes. Die schönste Benennung eines Völkerhauptes schien indessen den Tarragonern nicht ruhmvoll genug für den August, und sie nannten ihn auf dieser Münze kurz hin *pater*, um damit anzudeuten, daß sie ihn wie einen Gott ehrten; denn alle Götter wurden Väter genannt, und dieser Name war denselben eigenthümlich. — Die Altäre, welche die Religion zur Verehrung der Götter errichtet hatte, wurden frühzeitig von der Schmeichelei zur Vergötterung der Menschen gemißbraucht. Rom baute zuerst dem verstorbenen Julius Cäsar einen Altar. Dem August wurde schon bei seinen Lebzeiten ein solcher errichtet. Tarragona folgte diesem Beispiel, denn seine Bewohner waren dem August vorzüglich ergeben, weil er längere Zeit, während seiner Wiedergenesung von einer schweren Krankheit, unter ihnen gelebt hatte. Bald darauf bemerkten die Tarragoner, daß auf dem Altar, den sie dem August errichtet hatten, eine Palme gewachsen war. Sie hielten dieses Wunder für eine glückliche Vorbedeutung, und ließen durch Gesandte den Kaiser davon benachrichtigen. Ueberzeugt, daß da, wo oft Opferfeuer angezündet werde, keine Palme wachsen könne, erwiederte ihnen August: „man sieht, wie oft ihr opfert.“ (*apparet, quam saepe accendatis*. Quinctil. Inst. l. 6. c. 4.) Dieser beißende Witz hinderte indessen die Tarragoner nicht, nach dem Tode des August's seinen Altar und die Wunderpalme auf ihren Münzen zu verewigen. Der Altar ist mit Stierköpfen, dem Sinnbild gebrachter Opfer, verziert. Von einem Kopf zum andern hängt ein Laubkranz und darunter ein runder Schild, hinter welchem die Spitzen einer Lanze hervorblicken. Der Schild und die Lanze bezeichnen unstreitig die kriegerischen Eigenschaften des Augustus. Neben und über dem Altar stehen die Buchstaben C. V. T. T. (*Colonia Victrix Togata Tarraco*.) Daß Tarragona eine Colonie war, sagt Plinius ausdrücklich. Seit Cäsar's Zeiten den Römern treu ergeben, nahm die Stadt an den Siegen dieser Eroberer Theil, und fühlte sich geschmeichelt durch

den Beinamen *Victrix*. Strabo berichtet von mehreren Völkern Spaniens, daß sie die Sprache und Sitten der Römer angenommen hätten, und deswegen *Togati* genannt worden seien. Diese Benennung gebührt ganz vorzüglich der Stadt Tarraco, die am frühesten mit Rom in Berührung kam, und, seit den Zeiten der Scipionen in stetem Verkehr mit den Römern, deren Sprache, Trachten und Gebräuche annahm. Wir nehmen darum keinen Anstand, das erste *T.* durch *Togata* zu erklären. Daß das zweite *T.* den Namen *Tarraco* bezeichnet, ergibt sich aus den Münzen und Inschriften, worauf nach den Buchstaben *C. V. T.* der Name der Stadt mit den Buchstaben *Tarrac.* oder *Tar.* weiter ausgeschrieben ist.

2.) Eine menschliche Figur mit einer Strahlenkrone, in der Linken eine Lanze, in der Rechten einen kleinen Siegesgott, davor: *Deo*, dahinter: *Augustus.*) (Ein Tempel mit acht Säulen und mit Akroterien; darüber: *C. V. T. T.* (*Colonia Victrix Togata Tarraco*). Im Umkreise: *Aeternitatis Augustae.*

Dem verewigten Cäsar hatte Rom den Beinamen *divus* gegeben, und ihn somit unter die Zahl der Heroen versetzt. Diese Auszeichnung schien den Tarraconensern, bei ihrer unbegrenzten Verehrung des Augustus, nicht hinreichend, und sie nannten diesen daher geradezu *deus* — eine Bezeichnung, welche man nur außer Rom auf Weihmünzen findet. Dem Jupiter Victor ähnlich, den man bisweilen, nach Phurnutus Angabe (*de Jove cap. 9.*), sitzend, mit einer Lanze in der Linken, und, weil er alles besiege, und ihm nichts zu widerstehen vermöge, mit einem kleinen Siegesgott in der Rechten, abbildete, stellten die Tarraconenser den August auf dieser Münze dar, und erhoben ihn dadurch nicht nur unter die Götter, sondern sogar zum ersten derselben. Auf diese Vergötterung deutet auch die Rückseite der Münze. Nach dem Tode dieses Kaisers erhielten die Spanier durch Abgeordnete, die sie nach Rom schickten, die Erlaubnis, daß sie demselben zu Ehren einen Tempel in Tarraco erbauen durften. Dieses Denkmal, wohl mehr der Schmeichelei als der Religiosität, wurde wirklich aufgeführt, und damit den andern Provinzen des römischen Reichs ein Beispiel gegeben. Der Kaiser Hadrian fand im

folgenden Jahrhundert den Tempel des Augustus in Tarraco im Verfall, und liefs ihn auf seine Kosten wiederherstellen. Auch der Kaiser Severus sorgte für seine Ausbesserung, da er als Prätor nach Spanien kam. Der Bau des Tempels muß eben nicht sehr dauerhaft gewesen sein, und die Umschrift *Aeternitatis Augustae*, welche wir auf unserer Münze um den Tempel lesen, paßt in dieser Beziehung schlecht auf den darauf abgebildeten Tempel. Besser entspricht sie den Worten *Deo Augusto* auf der Vorderseite der Münze.*)

Arabisches Fenster in dem Kloster der Kathedrale in Tarragona.

(Bl. 24.)

Dieses Fenster, ein schönes Denkmal aus der Blüthezeit der arabischen Kunstbildung in Spanien, ist mit vielem Geschmack in Marmor gearbeitet. Die Inschrift heifst: „Im Namen Gottes. Gottes Segen dem Abdallah Abdalram, Fürsten der Gläubigen, Gott verlängere seine übrigen Tage. Diefs hat Adallah verfertigen lassen durch die Hand seines Dieners Giafar, dieses Werk ist angefangen und vollendet worden i. J. 349.“

Dem Jahr 349 der Hegira entspricht das Jahr 960 der christlichen Zeitrechnung. Die nähere Bestimmung dieses Fensters läfst sich übrigens nicht mit Gewifsheit angeben.

Römische Sculptur.

1) Ein Basrelief, der zwei Opfernde darstellt. Der eine hält mit der Linken das Opfer, und mit der Rechten das Opferbeil; der andere trägt das Gefafs, worin man das Blut sammelte.

*Supponunt alii cultros tepidumque cruorem
Suscipiunt pateris.*

VIRGIL.

2) Abbildung der Minerva. Den Schild auf den Boden stützend,

*) Florez, Medallas, Tarraco, tab. 44. 2. 3.

hält sie ihn mit der Linken. Was sie in der Rechten hält, läßt sich nicht mehr erkennen. Unter der Figur steht

T I B C L A U D

T A B U L A R I U

Der Name des Tabularius, der dieses Denkmal der Minerva weihte, stand wahrscheinlich auf dem abgeschlagenen Stück des Steins. Die Tabularii der Provinz führten Rechnung über die Einkünfte der Stadt oder Provinz, die ihnen anvertraut war, fertigten Schuldverschreibungen aus, verwahrten die einschlägigen Urkunden u. s. w. Verschieden von denselben waren die Tabularii der Kaiser; diese gehörten zur Dienerschaft des kaiserlichen Palastes. Sie waren kaiserliche Archivare, und scheinen in Bezug auf die Krongüter einen ähnlichen Geschäftskreis gehabt zu haben, wie die Tabularii der Provinz. Beide werden auch bisweilen *Scribae* genannt. Es gibt wenige Inschriften von Tabularii der römischen Kaiser, und von solchen des Kaisers Claudius ist, unsers Wissens, aufser dieser keine bekannt. Der Basrelief ist gegen fünf Fuß hoch.

3.) Bildsäule einer männlichen, mit einer Toga bekleideten Figur von mehr als fünf Fuß Höhe. Das Merkwürdigste an dieser Gestalt ist offenbar ihre Fußbedeckung, welche von allen bekannten Fußbedeckungen der Alten abweicht. Sie reicht bis an die Waden hinauf, ist dann umgeschlagen, und legt sich vorn bis an den Fußrücken, hinten bis unter die Fersen herab, wo sie einen weitabstehenden Absatz bildet. Die Figur hat einen langen Bart, und nach der frühern Abbildung, welche Florez davon verfertigen liefs, einen Lorbeerkranz um den Kopf. Sie scheint einen iberischen Priester der früheren Zeit darzustellen.

Ansicht des Klosters der Kathedrale in Tarragona.

Das Kloster ist viereckig und sein Hof in einen schönen Garten verwandelt. Die Gebäude haben eine anziehende Eigenthümlichkeit. Jede Seite hat sechs grofse Bogen — Ohrgewölbe —, deren jeder in drei kleinere getheilt ist, welche sich auf Säulen von weifsem Marmor stützen.

Die Capitäle dieser Säulen sind sehr mannichfaltig. Die einen sind mit leichtem Laubwerk oder Zweigen verziert, die andern mit Figuren von Vögeln und andern Thieren, noch andere mit den wunderlichsten Einfällen einer muthwilligen Künstlerphantasie, wie die Leichebestattung einer Katze durch eine Schar Ratten; alle sind rein und schön gehauen (Bl. 25.) Das Ganze und die einzelnen Theile dieser Gebäude zeugen bei allem Gothischen, das sie verrathen, von einem orientalischen Einflusse, und eben diese Mischung beider Bau- und Bildarten bringt jenen eigenthümlichen Charakter hervor.

Die große Urne von weißem Marmor, welche in dem runden Wasserbecken in der Mitte des Gartens steht, ist antik.

Ansicht des Eingangs der Kathedrale von Tarragona.

Wann diese Kirche begonnen wurde, ist ungewiß; gewiß aber war sie im Jahr 1138 noch nicht vollendet. Sie wird jetzt gewöhnlich für die größte, schönste und wichtigste Kirche in Catalonien gehalten. Ihr Inneres, das aus drei Schiffen besteht, welche auf beiden Seiten durch fünf auf ungemein massiven Pfeilern ruhende Bogen von einander geschieden sind, hat nichts Ausgezeichnetes. Ihre gothische Vorderseite ist schön gearbeitet.

Die Brunnen auf beiden Seiten der großen Treppe, welche zu der Kathedrale führt, erhalten ihr Wasser von dem Aquaduct, den wir bereits beschrieben haben.

Der Augustuspalast. Bruchstücke römischer Sculptur.

Mit diesem Namen bezeichnet man in Tarragona die Ueberreste eines weitläufigen Palastes, welchen der Kaiser Augustus, während seines Aufenthalts in dieser Stadt, bewohnt haben soll. Die noch vorhandenen Ueberreste von diesem Gebäude haben bei zwölf hundert französische Fufs Länge. Verfolgt man die Spuren der weit verbreiteten Grundlagen, welche allem Anscheine nach Theile dieses Gebäudes waren, so findet man,

daß es über zwei tausend Fuß lang war, und ein längliches Viereck bildete, das beinahe den ganzen Raum der jetzigen Stadt einnahm. Eine der Vorderseiten dieses Palastes grenzte an eine Seite des Circus, seiner ganzen Länge nach, so daß der Kaiser oder der Proconsul, der jenen Palast bewohnte, aus demselben die öffentlichen Spiele mitansehen konnte. In den anstossenden Häusern findet man viele Ueberreste dieses weitschichtigen Gebäudes. Der auf dem sieben und zwanzigsten Blatt abgebildete sogenannte Pilatusthurm machte einen Theil des Palastes aus, und dient gegenwärtig der Garnison zur Caserne. Seine große, sehr gut erhaltene Gewölbe hat man zu Pferdeställen eingerichtet. Der vor dem Pilatusthurm befindliche kleine Platz bildete einen Theil eines Hofes, welcher zu dem Palast gehörte. Auf der Seite des Pilatusthurses, welche nach dem Innern der Stadt gerichtet ist, bemerkt man mehrere Pilaster von dorischer Ordnung. Sie haben keine Basis, und ruhen auf einem ziemlich hohen Säulenstuhl. Das Gesims ist einfach und edel, und die Pilaster sind schön und geschmackvoll gearbeitet.

Die Bruchstücke römischer Sculptur (Bl. 27) sind wahrscheinlich Theile jenes Tempels oder jenes Altars, dessen wir bei der Beschreibung der Münzen von Tarragona gedacht haben. Das erste stellt den Kopf eines Stieres dar, und zwar ohne Haare, zum Zeichen des vollbrachten Opfers. Er ist mit Bändern und knotigen Wollegewinden verziert. Das zweite Fragment enthält den *apex* oder die Mütze der Flaminen; das dritte das *aspergillum*, welches man zum Besprengen mit Weihwasser gebrauchte. Diese Zeichen deuten auf die höchste Priesterwürde des Augustus, dem dieses Denkmal wahrscheinlich geweiht war. Alle diese Verzierungen eignen sich ganz für einen Opferaltar und für einen Pontifex maximus. Die Gehänge von Eichenlaub, welche wir auf den drei Bruchstücken finden, spielen vielleicht auf die *corona civica* von Eichenlaub an, welche Augustus von dem Menschengeschlechte erhielt. (*Plinius lib. 16. c. 3.**)

*) *España sag. XXIV. 144.*

Col de Balaguer.

Spanien besitzt sehr schöne Kunststraßen, nur sind sie nicht zahlreich genug. Die vorhandenen sind indessen Muster von Festigkeit, Gröfse und Geschmack. Sie bestehen aus Mauerwerk, wie die alten römischen Straßen. Die Ansicht der Straße von Col de Balaguer bei Hospitalet mag ein Bild von den spanischen Landstraßen geben. Dieser Hochweg ist eine Wohlthat für eine Gegend geworden, welche wegen des Aufenthaltes von Straßenräubern, und wegen der Mühseligkeiten, welche ihre steilen Höhen und Schluchten verursachten, dem Reisenden immer verzweiflungsvoll war. Bei gefährlichen Stellen sind Brustlehnen von Mauerwerk angebracht. Auf der Höhe sieht man die Venta de Balaguer. Das Schloß Balaguer ist fest, und hat einen Befehlshaber und eine Garnison zur Sicherheit der Gegend.

Die Gräber von Olerdola.

Unfern Villa-Nova bemerkt man die Trümmer der längst zerstörten Stadt Olerdola. Sie liegen zerstreut auf zwei Bergen, dem Meer gegenüber, und erstrecken sich bis an das Flüschen, das den Weg von Villa-Nova nach Villa-Franca de Pañadez durchschneidet. Olerdola wurde um das Jahr 950 den Mauren abgenommen, und gehörte seitdem dem Bischof von Barcelona. Im Jahr 991 wurde, nach der Angabe von Florez (XXIX. 206.), die Kirche San Miguel daselbst errichtet, bald hernach aber die Stadt zerstört, und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wieder aufgebaut. Nur wenige Ueberreste haben in der einsamen, verwilderten Gegend dem zerstörenden Einflusse einer so langen Zeit widerstanden. Die merkwürdigsten sind die Gräber, welche man an mehreren Stellen des Berges, worauf das feste Olerdola stand, bemerkt. Sie bestehen aus Löchern, welche in die Felsen eingehauen sind, von der Gröfse eines menschlichen Körpers. Ihre Form ist ganz den Leichnamen angepaßt, so daß der Kopf, die Schultern, selbst die Fersen ihre angemessene Höhlung finden. Sie sind von verschiedener Gröfse, und man findet sehr kleine, selbst für

neugeborne Kinder. Ein erhabener Rand, der jedes Grab umgibt, hatte die Bestimmung, den Stein, der ihm zum Deckel diente, aufzunehmen und zu stützen. Um die Form dieser Gräber anschaulicher darzustellen, ist die Felsenlage mehr aufrecht stehend abgebildet worden. Auf abscheulichen Wegen gelangt man mühsam auf diese Höhen. Sonst ist die Ersteigung von Bergen, die körperliche Ermüdung abgerechnet, erfreuend, erhebend; hier stimmen die Bilder des Todes zur Wehmuth. Von den längst vermoderten Menschen sind hier fast keine Denkmale übrig geblieben, als ihre Gräber, welche sie sich fester bauten, als die Wohnungen ihres Lebens. Nur ein Thurm, der einem armen Geistlichen zur Capelle dient, die Einsiedelei San Miguel, hat sich von dem Mauerwerk erhalten. In einer Schiefsscharte desselben schwebt die Glocke, und läutet mehr den leeren Gräbern, als den lebenden Menschen.

T O R T O S A.

Noch einmal folgen wir dem Gang der Begebenheiten einer catalonischen Stadt, nicht sowohl um dieser Begebenheiten selbst willen, die sich in der Geschichte der meisten Städte Cataloniens wiederholen, als wegen einzelner eigenthümlicher Umstände, welche jene begleiteten, und welche zur Aufhellung und Charakteristik der innern Verhältnisse der Stadt und Provinz, dem vorzüglichen Reizpunkt unserer Aufmerksamkeit, beitragen. Immer aber müssen wir der Absicht dieses Werkes uns bewußt bleiben, welche uns möglichste Kürze und Vermeidung aller ermüdenden Forschung auflegt, wie des oft traurigen Zustandes der Geschichte, besonders der Culturgeschichte der spanischen Städte und Provinzen, — eines Zustandes, der statt einer zusammenhängenden Entwicklung nur eine sehr kärgliche Notizensammlung verstattet.

Das heutige Tortosa an dem linken Ufer des Ebro hieß zu den Zeiten der Römer *Dertosa*, und war in dem Gerichtsbezirk von Tarraco nach dieser Stadt die bedeutendste. Julius Cäsar erhob sie zu einer römi-

schen Colonie. Freigebig gegen alle Städte Spaniens, hatte Cäsar einen besondern Beweggrund Dertosa auszuzeichnen. Es war der Hauptort der Ilercaoner, welche sich ihm freiwillig unterworfen hatten, und wurde deshalb von ihm geehrt, wie es dann wiederum ihn ehrte, indem es aus Dankbarkeit das Haupt seines Wohlthäters auf seine Münzen prägte. Auch der Kaiser August begünstigte die Colonie, und der römische Senat erlaubte ihr, zum Andenken an diese beiden Beschützer, die Beinamen *Julia* und *Augusta* zu führen.

Während eines langen Zeitraumes theilte nun Tortosa die Schicksale Cataloniens, und bietet wenig Denkwürdiges dar, bis es endlich in dem langen Kampfe der spanischen Christen mit den Mauren eine bedeutende Rolle übernahm, und einen weitverbreiteten Ruf sich erwarb. Bei dem ersten Einfall der Ungläubigen fühlte es sich indessen zu schwach zum Widerstand gegen einen so zahlreichen und muthvollen Feind, und erhielt sich durch zeitgemäße Nachgiebigkeit. Während das mächtige Tarraco, das stolze Ampurias, dem Sturme trotzend, niedergestürzt wurden, richtete sich Tortosa wieder auf, vom Wetter nur augenblicklich niedergebeugt, nicht gebrochen. Es ergab sich unter der Bedingung, daß es im Weltlichen wie im Kirchlichen seine alten Gesetze und Gebräuche beibehalten dürfe. Seine Verfassung blieb in der That, wie sie unter der gothischen Herrschaft gewesen war, seine Privilegien blieben unangetastet, alle seine Gebäude unversehrt. Ja die Stadt kam durch diese regsamen Ankömmlinge in grössere Aufnahme, sie wurde volkreicher und blühender. Um so anlockender ward ihr Besitz für die christlichen Fürsten. Im Jahr 809 unternahm es Carl d. G. mit seinem Sohne Ludwig, die Kirchsprengel von Tarragona und Tortosa von dem Joche der Ungläubigen zu befreien. Bis Tortosa wurde Alles verheert. Aber an den starken Mauern dieser Stadt scheiterte das Unternehmen, und das fränkische Heer kehrte sehr geschwächt durch den verwüsteten, unwegsamen Landstrich zurück. Ein zweiter Versuch, den ein Feldherr Carls d. G. gegen Tortosa machte, schlug gleichfalls fehl. I. J. 811 zog Ludwig, an der Spitze eines zahlreichen und ausgesuchten Heeres, und von drei

ausgezeichneten Feldherrn unterstützt, zum zweiten Mal gegen Tortosa. Die Mauern der Stadt wurden mit Maschinen bestürmt, und die ermüdeten Belagerten verzweifelten endlich an ihrer Rettung. Nach einer vierzigtagigen Belagerung übergaben sie die Schlüssel der Stadt dem Sieger, der sie seinem Vater in Frankreich einhändigte.

Die Christen blieben jedoch nicht lange im Besitz von Tortosa. Bei der eintretenden Schwäche der nachfolgenden fränkischen Könige wußten sich die Mauren wieder eines Platzes zu bemeistern, welcher für sie von großer Wichtigkeit war. Tortosa war durch seine Festigkeit und Lage am Ebro die Schutzwehr der benachbarten Städte und Festen, eine Vorwache der maurischen Macht und Herrschaft, der Schlüssel zur Eroberung der nordöstlichen christlichen Länder, ein bedeutender Punkt des Verkehrs und Handels auf dem Ebro und dem Mittelmeer. Ueber vierhundert Jahre, die kurze Herrschaft der Franken abgerechnet, blieb die Stadt in den Händen der Ungläubigen, bis sie zur allgemeinen Freude der Christenheit durch einen christlichen Helden wieder erobert wurde. Raymund Berengar IV., Graf von Barcelona, unternahm, nach manchen fruchtlosen Versuchen anderer christlichen Fürsten, den schwierigen Feldzug, und der Pabst Eugenius III. versprach in einer Bulle allen, die den Grafen bei diesem Unternehmen begleiten würden, denselben Ablass, welchen Urban II. den Kreuzfahrern in das heilige Land versprochen hatte. Raymund gewann noch mehrere mächtige Theilnehmer an diesem heiligen Zuge, vor allen den ersten und ausgezeichnetsten Ritter jener Gegend, Guillen Ramon Dapifer, Herrn von Moncada und Vique, von dessen Macht und Treue der Graf viel erwarten durfte. Er versprach ihm nebst andern Besitzungen den dritten Theil von der zu erobernden Stadt zum ewigen Eigenthum. Auch die Tempelherrn bewog Raymund zur Hülfeleistung, indem er sich verpflichtete, ihnen den fünften Theil der Stadt einzuräumen. Endlich rief er die im Frühjahr 1147 in Barcelona landende Flotte der Genuesen zum Beistand, und versprach denselben, außer andern Vortheilen, den dritten Theil der Stadt. Diese Flotte bestand aus drei und sechzig Galeeren und einhundert drei und sechzig kleineren

Schiffen, und bildete, in Verbindung mit den Schiffen der andern Bundesgenossen und einem beträchtlichen Landheer, eine Macht, welche uns einen hohen Begriff von der Wichtigkeit gibt, die man damals der Stadt Tortosa beilegte. Auch fühlte sich gegen einen solchen Feind die maurische Besatzung zu schwach, und schloß nach einer langen Belagerung, von den Mauren in Valencia Verstärkung erwartend, einen vierzigtagigen Waffenstillstand. Da aber diese ausblieb, so übergaben die Belagerten die Stadt am letzten December 1148.

Ein Ereigniß, an dessen Zuverlässigkeit vielfach gezweifelt worden ist, und welchem in der neuesten Zeit Villanueva wieder historische Gewißheit zu geben versucht hat, darf hier füglich eine Stelle finden. Als Raymund Berengar IV. Tortosa den Ungläubigen entrissen, und zur Eroberung von Lerida und Fraga sich entfernt hatte, kehrten die Mauren zurück, belagerten die Stadt, und drängten ihre Bewohner so sehr, daß diese sich entschlossen, das Beispiel der Einwohner von Numantia und Sagunt nachzuahmen, ihre Kostbarkeiten zu verbrennen, ihre Weiber und Kinder zu tödten, und kämpfend zu sterben. Kaum hatten die Frauen diesen Entschluß vernommen, so ermuthigten sie ihre Männer zu einem kräftigen Ausfall, während sie selbst mit allen Arten von Waffen die Mauern der Stadt vertheidigten, und durch Geschrei den Feind in Schrecken setzen wollten. Das Unternehmen gelang, und der Feind wurde in die Flucht geschlagen. Als der Graf von diesem Muth und Heldensinn der Frauen Nachricht erhielt, suchte er sie durch mehrere Vorrechte und Auszeichnungen, welche er ihnen ertheilte, zu ehren. Vor allem befahl er, daß die Frauen, zum Andenken an diese Heldenthat, auf ihren Kleidern eine Streitaxt in Carmosin- oder Scharlachroth abgebildet tragen sollten.

Zur Annahme eines bei dieser Gelegenheit gestifteten Ordens des Beils (*orden de la hacha*) fehlen uns alle Urkunden. Jene Erzählung aber ist wohl mehr als Sage, und das Beil, welches Villanueva auf mehreren Gräbern auf einem schon im zwölften Jahrhundert gebräuchlichen Todtenhof in Tortosa ausgehauen fand, und welches offenbar eine öffentliche

Beziehung hatte, mag als Merkmal und Sinnbild einer Thatsache dienen, die dem Geschlecht und der Stadt gleich rühmlich war.

Tortosa's Eroberung brachte dem Grafen Raymund großen Ruhm, und die Urkunden und Geschichten jener Zeit sprechen mit Jubel von dem glücklichen Ereigniß. «Dertosa, der Christen Schlüssel, der Völker Ruhm, der Erde Zierde ist gewonnen.» Sobald die Eroberung vollendet war, erfüllte Raymund die Versprechungen, welche er seinen Bundesgenossen gegeben hatte. Der wackere Guillen Ramon Dapifer, der mit seiner Person und Mannschaft den Grafen am meisten unterstützt hatte, erhielt vertragsmäfsig den dritten Theil der Stadt. Die Tempelherrn empfingen für ihre geleisteten Dienste den versprochenen fünften Theil. Den Genuesen hatte sich Raymund schon früher dadurch dankbar gezeigt, dafs er ihrer Kirche des h. Lorenz zwei Theile der nicht unbedeutenden Insel geschenkt hatte, welche vor Tortosa im Ebro lag, und jetzt, nach der Veränderung des Flußbettes, verschwunden ist. Nach der Einnahme der Stadt erhielten auch sie ihr Drittel. So kam die Republik Genua in den Besitz eines Stadttheils auf der Halbinsel. Eine so verschiedene Herrschaft in einer Stadt veranlafste indessen häufige Reibungen und Streitigkeiten. Um diese zu beseitigen, und Tortosa den innern Frieden zu geben, vermochte der Graf Raymund die Genuesen zum Verkauf ihres Antheils. I. J. 1153 schlofs ein dazu beauftragter genuesischer Consul mit des Volkes Zustimmung den Handel ab gegen die Summe von 16,000 Maravedis. Seitdem besafs der Graf von Barcelona beinah zwei Drittel, ein Drittel Ramon de Moncada.

Sobald Raymund Tortosa erobert hatte, dachte er darauf, die innern Verhältnisse der Stadt zu regeln. Er gab in dieser Absicht schon am Ende des Jahrs 1149 den Bürgern ein Stadtrecht. Er bestimmte darin die Grenzen ihres Gebietes dahin, dafs es von Col de Balaguer bis Villa de Ulldecona, und von Rocafolletera bis zum Meer hinab sich erstrecken sollte. Er setzte die Rechte fest, deren die Einwohner sich erfreuen sollten, und gewährte diesen Vortheile, welche immer mehr Ankömmlinge herbeilockten, die Bevölkerung steigerten, und der Stadt die alte

Größe wiedergaben. Er überließ den Bürgern alle Einkünfte und Gefälle, befreite ihr ganzes Gebiet von Lasten und Abgaben, und behielt sich blos den neunten Theil von den Teich- und Salzwirksgefallen vor. Er gab endlich mehrere Bestimmungen über die Rechtspflege, das Criminalverfahren und über die Verhältnisse der Schuldner zu den Gläubigern. Berengar nennt sich in der Urkunde Graf von Barcelona, Fürst von Aragonien und *Markgraf von Tortosa*. Den letzten Titel führten die Grafen von Barcelona seit der Eroberung jener Stadt.

Auch die kirchlichen Verhältnisse von Tortosa wurden nach der Wiedereroberung festgesetzt. I. J. 1118 hatte der Pabst Gelasius II. verfügt, daß die Kirche von Tortosa, wenn diese Stadt von den Christen wieder erobert werden würde, nichts mehr als eine Parochie von Tarragona seyn sollte, bis jene ihre alte Größe, von welcher sie durch den Einfall der Saracenen herabgesunken sei, wieder erworben habe. Als nun Raymund Berengar dreißig Jahr nach dieser päpstlichen Bestimmung die Stadt den Mauren entrifs, untergab er ihre Kirche auch wirklich dem Erzbischof von Tarragona*) (*velut suburbana parrochia*), und überließ demselben den Zehnten von allem, was die Christen und Saracenen in Tortosa besaßen, so wie alle Einkünfte der großen Moschee. Bald aber änderte der Graf seinen Willen. Eingedenk der Mühseligkeiten, welche ihm die Eroberung dieser Stadt gekostet, und der großen Opfer, die er dem Unternehmen gebracht hatte, vielleicht auch gereizt durch die Anmaßungen des Erzbischofs von Tarragona, der in Rom Unterstützung fand, wollte er seine glorreiche Schöpfung (*triumphalem plantationem*) nicht der gebührenden Selbstständigkeit beraubt sehen, und dachte darauf, dem bischöflichen Stuhle von Tortosa den vorigen Glanz wiederzugeben. Damals war das Kloster des h. Rufus bei Avignon durch die Sittenreinheit und Frömmigkeit seines Abtes und seiner Mönche weit berühmt. Raymund, durch diesen guten Ruf bewogen, und angefeuert von seiner Mutter Doña Dolza, Gräfin von Provence, welche eine fromme Vorliebe für dieses Kloster, die Zierde ihrer Staaten, hegte, beförderte den Abt

*) S. die Urkunde bei Villanueva t. V. p. 250.

desselben zum Bischof von Tortosa. Gaufred, so hieß derselbe, wurde im Jahr 1151 von seinem Metropolitan in Tarragona geweiht, von dem Pabst Hadrian IV. erst i. J. 1155, bestätigt, und eröffnete die neue Reihe der Bischöfe von Tortosa nach der Wiederherstellung des Bisthums. Der Graf gab ihm und seinem Capitel zur Kathedrale die Hauptmoschee der Mauren in Tortosa mit allen ihren Besitzungen und Einkünften. Diese waren so reich, daß sie nicht nur zum Unterhalt des Bisthums und der Canoniker hinreichten, sondern noch einen Ueberschuß für fromme Werke und Stiftungen auswarfen. *)

So hatte sich Tortosa's Zustand in kirchlicher und politischer Hinsicht gestaltet, als die Stadt dem Markgrafthum Barcelona einverleibt wurde. Seitdem theilte sie die Schicksale dieses Landes, und verliert ihr Interesse an das Interesse des Staates, von welchem sie einen Bestandtheil bildete. Wir übergehen darum den langen Zeitraum von beinaß sieben Jahrhunderten mit Stillschweigen, und weilen nur noch einen Augenblick bei dem heutigen Tortosa.

Die Stadt, noch jetzt der Sitz eines Bischofs, zählt gegenwärtig 16,000 Einwohner und ist, besonders durch den Handel mit Fischen und Getreide, blühend und reich. Die auf dem neun und zwanzigsten Blatt mitgetheilte Ansicht ist von dem Weg, der auf die Berge führt, genommen. Man sieht links und rechts die Festungswerke. An den nahen Bergen wachsen Oliven- Johannisbrod- Mandel- und Feigenbäume. Die Umgegend am Ebro hin ist von erstaunlicher Fruchtbarkeit. Die Natur, sagt Jaubert de Passa, scheint hier dem glücklichen Landbauer alle Elemente eines erfreulichen Erfolges vorbereitet zu haben; aber ein blinder Gewohnheitsgebrauch führt fortwährend dieselben Unfälle herbei. Die Trockenheit verzehrt die Ernte. Die schönsten Getreidefelder und die vielversprechenden Obstgärten täuschen oft des Pflanzers Hoffnung, während in der Entfernung von einigen Schritten ein schlammiger Fluß sein Wasser langsam dem Meer zuführt. Die wenigen Norias, welche in der Umgegend angelegt sind, reichen für die Bedürfnisse bei weitem nicht zu.

*) Esp. sag. t. XLII, Villanueva V.

Eine halbe Stunde von Tortosa wird der schöne Marmor gebrochen, welcher unter dem Namen Jaspis von Tortosa berühmt ist.

Arabische Koffer und Inschriften.

Die beiden auf dem dreisigsten Blatte Nro. 1 und 2 abgebildeten arabischen Koffer, welche in der Kathedralkirche von Tortosa aufbewahrt werden, sind ungefähr den vierten Theil kleiner als die Originale. Sie sind von Holz mit eingelegter Arbeit, und mit Elfenbein incrustirt. Ihre Verzierungen bilden verschiedene Arten von Thieren, und einige menschliche Figuren, die einen zu Fuß, die andern zu Pferd, mit Falken auf der Faust. Die eingelegten Inschriften sind zum Theil verdorben. Was noch lesbar ist, hat Langlès erklärt. Von der ersten Inschrift Nro. 5 konnte er nur das letzte Wort lesen: „seltsame Form.“ Nro. 6 heißt: „die Eröffnung ist ungewöhnlich, unmöglich und die Geduld unnütz.“ Nro. 7: „dieses umschließt Reichthümer, Geld.“ Nro. 8: „Sicherheit, Glück.“

Nro. 9 ist eine wohlerhaltene arabisch-cufische Inschrift, welche sich an der äußern Wand der Kathedrale von Tortosa hinter der Sacristei findet. Ihre Schriftzüge sind von erhabener Arbeit. Der Bibliothekar des Königs von Spanien Miguel Casiri hat eine Uebersetzung und Erklärung von dieser Inschrift gegeben. Mit Uebergang derjenigen Ausdrücke, welche wegen ihrer doppelsinnigen, leicht zu verwechselnden und entstellten Buchstaben unverständlich und undeutlich sind, hat er nur die deutlicher lesbaren Ausdrücke übersetzt. „Im Namen des barmherzigen und gütigen Gottes. Für die Stunden der Gebete befahl der König Abdelrhaman diesen Thurm zu bauen, der fertig und vollendet wurde im Jahr 333 der Hegira, dem 33sten der Regierung Abdelrhamans; dem Gott wohlwolle, helfe und gnädig sei.“ Die letzte Zeile heißt: „Der Künstler desselben ist Abdallah Ben Klaib.“ Langlès las: „geschrieben durch den Schreiber Abdel-Rahhmann.“ Der Thurm, den die Araber *Almadena* und gemeinlich *Almudena* nennen, diente dazu, daß der Sacristan darauf stieg, um dem Volke die Stunden der fünf Gebete anzuzeigen, welche von

dem mohammedanischen Gesetze vorgeschrieben sind, jeden Tag und jede Nacht. Der König Abdelrhaman, der dritte dieses Namens, fing die Regierung im Jahr 300 der Hegira an, und regierte bis zum Jahr 350, Diese arabisch-cufische Inschrift ist für die Zeitrechnung und Geschichte von Spanien, wie für die Reihfolge der arabischen Könige, welche auf der Halbinsel geherrscht haben, nützlich. — Andere Gelehrten haben geglaubt, daß nicht von einem Thurm für die Gebete die Rede sei, sondern von Bädern, oder einer Noria zur Bewässerung, oder von einem Hause für Schiffshandwerker. Der letzten Meinung war der gelehrte Joseph Antonio Conde. Seine wörtliche Uebersetzung der Inschrift lautet so: „Im Namen des gütigen und barmherzigen Gottes. Es befahl uns dieses Haus zu bauen für die Handwerker der Schiffe Abdala Abderrahman, Fürst der Gläubigen, dem Gott gnädig sei; und das Werk wurde vollendet durch den Fleiß seines Alcayden und Dieners Abderrahman, Sohn des Muhamed, mit Gottes Hülfe und Unterstützung im Jahr 333, und schrieb dieß Abdala Ben Colaib.“*)

Nro. 3 und 4 ist eine arabische Trinkschale von Bronze, welche ein Advocat in Lerida besitzt. Sie ist ein wenig größer als die Zeichnung und schön gearbeitet. Ihre arabische Inschrift ist wegen der großen Schwierigkeiten, welche sie darbietet, noch nicht erklärt.

Grabmal des Herzogs von Cardona in Belpuch.

Ehe wir Catalonien verlassen, müssen wir noch ein Denkmal der Sculptur erwähnen, das in seiner Art das ausgezeichnetste in der Provinz ist — das Grabmal des Herzogs Raymund von Cardona in dem Franciscaner-kloster in Belpuch. Es ist dreißig Fuß hoch und aus sehr schönem Marmor gearbeitet. In einer halbrunden Nische desselben ist des Herzogs Grab, von Sphinxen getragen; auf dem Grabe liegt die Bildsäule Raymunds in kriegerischer Rüstung. Caryatiden in traurender Stellung zieren die Seiten der Nische, in deren obern Theil ein Basrelief den Tod Jesu dar-

*) Villaneuva, V. 154.

stellt. In der Mitte der breiten jonischen Pilaster zu beiden Seiten der Nische sind weibliche Figuren angebracht, von welchen die eine einen Lorbeerzweig, die andere eine Palme hält. Ueber diesen Figuren reichen zwei weibliche Brustbilder dem Verblichenen Lorbeerkränze dar. Abbildungen von kriegerischen Aufzügen füllen den Fries, über den ein reichgeschmückter Kranz weit hervorragt. Den Aufsatz über dem Kranze zieren auf beiden Seiten Vasen und sitzende Figuren, und in der Mitte eine Inschrift auf einem länglichen Viereck. Das Ganze krönt eine Statue der heil. Jungfrau, sitzend, mit dem Christuskinde in den Armen und zwei Engeln zu den Füßen. Auf dem Sockel des Monuments nennt sich der Künstler, der es verfertigt hat, *Joannes Nolanus*. Das Ganze ist fleißig gearbeitet, nur geschmaklos überladen mit Verzierungen und Figuren. Von mehreren, für den uns vergönnten Raum zu langen, Inschriften theilen wir nur die oben berührte mit:

*Raimundo Cardonae qui regnum Napolitanum
praerogativa pene regia tenens
gloriam sibi ex mansuetudine comparavit
Isabella, uxor infelix, marito optimo fecit.*

Vixit ann. LIV. mens VIII. dieb. VI. ann. MDXXII.

Raymund II. von Cardona wurde im Jahr 1509 von Ferdinand dem Katholischen zum Vicekönig von Neapel ernannt, und bewies sich als einen thätigen und treuen Stellvertreter seines Königs. Als dieser 1511 von der Ligue von Cambray abgetreten war, gab er Cardona den Auftrag, den Pabst und die Venetianer gegen die Angriffe des Kaisers Maximilian und der Franzosen zu vertheidigen. Cardona lieferte die blutige Schlacht von Ravenna den 11. April 1512. Er verlor sie zwar, und fast alle seine höheren Officiere wurden getödtet oder gefangen. Aber da sein gefürchteter Gegner *Gaston de Foix* im Kampfe fiel, so erhob sich Raymund furchtbarer als jemals. Er wurde, nachdem die Franzosen ihre Heere aus Italien zurückgezogen hatten, nach Toskana geschickt, um die Florentiner wegen ihrer Verbindung mit Ludwig XII. von Frankreich zu züchtigen, und flöfste ihnen einen so grossen Schrecken ein, daß sie die Mediceer,

die achtzehn Jahre lang in Florenz ihrer Macht beraubt gewesen waren, zurückriefen, und sich zur Bezahlung von ungeheuren Contributionen verstanden. Ferdinand veränderte indessen seine Politik, und Cardona mußte dieselben Venetianer feindlich angreifen, welche er kurz vorher vertheidigt hatte. Nach der Schlacht bei Vicenza 1513, worin das Heer der Venetianer vernichtet ward, setzte Cardona seine Verwüstungen bis an die Lagunen fort. Endlich wurde im Jahre 1515 der Friede für den Augenblick wieder hergestellt, und Cardona führte seine Truppen in das Königreich Neapel zurück, wo er unter Carl V. Vicekönig bis an seinen Tod blieb. Berücksichtigt man die damaligen Zeitumstände, sagt *Giannone* (*Istoria del Regno di Napoli* l. 33, c. 2), so verdient dieser Feldherr Lob wegen seiner Klugheit und Geschicklichkeit in Regierungsgeschäften. Er leistete dem König Ferdinand und noch vielmehr dem Kaiser Carl V., den sein Tod sehr schmerzte, vollkommen Genüge.

INHALTSANZEIGE DES TEXTES ZU DEN ABBILDUNGEN.

	Seite.
Barcelona und seine Umgebungen	1
Geschichte und vormalige Verfassung von Barcelona	3
Beschreibung von Barcelona	30
Das Innere der Kathedralkirche daselbst	33
Arabische Bäder	34
Ein Basrelief, Pluto's Entführung der Persephone darstellend	35
Ein Fußboden in Mosaik	37
Charakter und Vergnügungen der Einwohner	38
Ansicht der Brücke bei Martorell	41
Der Triumphbogen bei Martorell	42
Beschreibung des Berges und Klosters Montserrat	44
Hauptansicht des Berges und Klosters Montserrat	55
Der Klostergarten	57



	Seite.
Die Einsiedelei S. Trinidad	57
Die Einsiedelei S. Dimas	59
Das Innere der Einsiedelei S. Dimas	60
Die Einsiedelei S. Onofre	62
Die Tropfsteinhöhlen des Montserrat	62
Die Einsiedelei S. Benito	64
Norias in Catalonien	65
Eine bei Mataro gefundene antike Grablampe	67
Ampurias	67
Münzen von Ampurias	78
Arabische Bäder in Gerona	81
Manresa	82
Cardona	85
Lerida	87
Poblet	90
Tarragona	93
Ueberreste der alten Mauern von Tarragona	97
Ueberreste einer römischen Wasserleitung	100
Münzen von Tarragona	101
Arabisches Fenster in dem Kloster der Kathedrale in Tarragona	104
Römische Sculptur	104
Ansicht des Klosters der Kathedrale in Tarragona	105
Ansicht des Eingangs der Kathedrale	106
Der Augustuspalast. Bruchstücke römischer Sculptur	106
Col de Balaguer	108
Die Gräber von Olerdola	108
Tortosa	109
Arabische Koffer und Inschriften in Tortosa	116
Grabmal des Herzogs von Cardona in Belpuch	117

Schäfer, Heinrich

Catalonien in malerischer, architectonischer und antiquarischer Beziehung

Leipzig u.a. [ca. 1820]

Bamberg, Staatsbibliothek -- Nc.q.30.270

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11755576-1